Oecon.
632.d

Oec. 632^{d}

Dreyfelder-

und

Wechsel-Wirthschaft.

[illegible]

[illegible]

von

Georg von [illegible],

[illegible]

und mehrerer [illegible]

Mitglied.

Salus [illegible]

Ulm, 1818.

In der J. Ebner'schen Buchhandlung

[illegible]

[illegible]

Dreyfelder-

und

Wechsel = Wirthschaft,

in ihrem wahren Werthe

dargestellt

von

Georg von Forstner,
Professor der Landwirthschaft zu Tübingen,
und mehrerer ökonomischen Gesellschaften
Mitglied.

Salus publica in fundi cultura.

Ulm, 1818.
In der J. Ebner'schen Buchhandlung
beim goldnen Rad.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Stiftung eines landwirthschaftlichen Vereines, ist ein vorzügliches und unentbehrliches Hülfsmittel, die Landwirthschaftskunde, diese erste Grundlage der allgemeinen Wohlfart, bis zur möglichsten Vollkommenheit empor zu heben. Die Vortheile eines solchen Vereines sind von nicht zu berechnendem Umfange für den Staat!

Er wirkt als kräftiges Reizmittel, auf jeden Landwirth im Staate ein, und spornt seinen Eifer und seine Thätigkeit zu immer neuer Regsamkeit an. Er belebt den Wetteifer der Landwirthe untereinander, feuert sie zu sorgfältiger Beobachtung, rastloser Thätigkeit und unermüdetem Fleiß an.

Durch ihn werden Kräfte entwikelt, die ausserdem in trägen Schlummer versunken, unthätig bleiben, und im Innern dieses Vereines werden Kenntnisse

gesammelt und geordnet, die — zerstreuet und vereinzelt — unfruchtbar und nutzlos bleiben würden.

Durch dieses Institut wird das gesammte ökonomische Publikum mit der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit angepriesener Methoden und Vorschläge bekannt. Selbst der rohe und ungebildete Oekonom wird durch die, mit diesem Institut verbundene, Probe-Wirthschaft, gleichsam zur rationellen Ansicht der neuen Entdeckungen und Erfindungen, im Gebiethe der Landwirthschaft, gebracht; so wie überhaupt der achtungswerthe Stand des Landmannes, durch dieses Institut, in den Stand gesetzt wird, für die Anerkennung und praktische Ausübung dessen empfänglich zu werden, was die Landwirthschaftskunde, als Resultat wissenschaftlicher Untersuchungen, darbiethet. Diese Resultate, im praktischen Gesichtspunkt dargestellt, können eine unerschöpfliche Quelle zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse eröffnen; sie können manchen, der Landeskultur und Landesökonomie äusserst schädlichen Irrthum, manches überaus schädliche Vor

urtheil vernichten, und die Grundlage zum reichlicheren Nahrungserwerb für viele Tausende darbiethen.

Keine nützliche Wahrheit und Entdeckung, im Gebiethe der Landwirthschaft, bleibt in Zukunft verborgen; keine Realisation irgend einer anerkannt guten Sache, bleibt ferner mehr im Reiche der frommen Wünsche verschlossen.

Ein solches Institut, in welchem die vereinte Kraft landwirthschaftlicher Kunsterfahrener, mit gleicher Theilnahme und mit gleichstimmiger Hinneigung auf das hinwirkt, was dem Allgemeinen-Besten am zuträglichsten ist — muß seinem erhabenen Zwecke genüge leisten. Ein solcher Verein muß Cultur Verbesserungen veranlassen, die, ohne ihn, schwerlich bewirkt werden würden. Was die reine Absicht des Einzelnen nicht auszurichten vermag, das kann, durch vereintes Wirken, wenn mehrere sich die Hände zu gleichen Zwecken biethen, leicht und ohnfehlbar zu Stand gebracht werden.

Mit vereinten Kräften zur möglichsten Emporbringung der vaterländischen Cultur und Industrie hinwir-

ken; nach Vermögen die Leiden des danieder gedrükten Landmannes mindern und, im kollegialischen Verband mit Männern, die männlich das Gute lieben und redlich die Wahrheit suchen, dem Vorurtheil, Eigensinn und der Unredlichkeit aus voller Kraft entgegen wirken — ist Geist und Regel des Vereins. Diesen Geist befördern, dieser Regel getreu seyn — ist Pflicht und Zweck seines Bestrebens.

Darum wage ich es, diese erste Arbeit meines öffentlichen Lehr-Amtes, seiner läuternden Vernunft und hellen Ansicht zur Prüfung vorzulegen. Unpartheylichkeit gebührt der wichtig, ernsten, guten Sache! möchte sie von Mitgliedern dieses Vereins, die sie dafür erkennen, schärfer in's Auge gefaßt, und mit der Gewissenhaftigkeit unpartheyischer Schiedsrichter geprüft werden!!!

Der Verfasser.

Vorwort.

Die Oekonomie ist mit einer Maschine zu vergleichen, deren ineinandergreifende Räder, nur im ungehinderten Umschwung, dem beabsichtigten Zwecke entsprechen.

Nichts entscheidet mehr über den Werth einer Maschine, als die Sicherheit, womit sie die Wirkung hervorbringt, um deren willen sie vorhanden ist. Eine Maschine aber, die in ihrer Zusammenstellung noch so vollkommen ist, und den Anforderungen der reinen Mechanik noch so sehr entspricht — kann dennoch, durch örtliche Einwirkungen und Nebenhindernisse, der Maassen in ihrer Wirkung geschwächt werden, daß diese Nebenhindernisse eben so viel Widerstand, als die eigentliche unvermeidliche Last verursachen; wo folglich ein zweymal größerer Kraftaufwand erfordert wird, als, theoretisch berechnet, zur erhaltenen Wirkung nöthig seyn sollte.

Was in einer solchen Maschine die Hindernisse sind, die den freien Umschwung der

Räder erschweren, mithin die Wirkung der Maschine schwächen — das sind, in landwirthschaftlicher Hinsicht, wörtlich und buchstäblich

die Cultur-Beschränkungen.

Hindernisse, die sich der Verbesserung des Ackerbaues und der gesammten Landwirthschaft entgegensetzen, und die, im Wohlstande des Einzelnen, die allgemeine Landeswohlfart untergraben; indem sie dem freyen Aufschwung der Landesindustrie im Wege stehen, folglich, ihrer Wirkung nach, gleich jenen örtlichen Hindernissen zu achten sind, die die Wirkung einer Maschine schwächen. Wir leben in der Periode der Entfesselung von Banden, die bisher den Aufschwung freyer Gewerbs- und Geistesregsamkeit unterdrükten.

Der Genius des Besseren wird hoffentlich auch dem landwirthschaftlichen Gebilde vorschweben? Hoffentlich wird uns auch hier Befreiung und Erlößung von den Banden und Fesseln zu Theil, die nur in ihrem vollen Lichte, nur in ihrer Verbindung mit dem Ganzen geschildert zu werden brauchen — um sie, als die Unheil bringenden Quellen darzustellen, in welchen der Schlüssel, zu dem unbegreiflichen Räthsel, unseres so niedrigen Culturzustandes, bei der Fruchtbarkeit unseres Bodens, und dem Fleise seiner Bewohner, zu finden ist. Unsere Wünsche gründen sich auf die Ueberzeugung, von der Wichtigkeit der Sache, und von der Nothwendigkeit ihrer Abänderung.

Und unsere Hoffnung beruht auf dem Geiste der Zeit, und auf dem Glücke Deutschlands.

Jede Aussicht der Erholung ist ja dem Fleiße und der Thatkraft gewerbsamer Staatsbürger wieder eröfnet. Die Sonne der Wahrheit bricht hinter dem Lichtmeere der Erfahrungen hervor; es wird tagen, und alles verschwinden, was nicht mehr paßt für unsere Zeiten. Die Nacht des Schlendrians wird vorüberziehen, und die aufgegangene Sonne der Cultur milder und heller über unsere fruchtbaren Gefilde scheinen.

Das Bedürfniß unserer Zeit erheischt: nicht nur den alten Rath unserer Vorfahren: Laßt uns den Aufwand schonen! sondern auch jenen zu befolgen: Laßt uns die Einkünfte vermehren! Die Gegenwart erheischt: Alle Quellen der Nahrung aufzuschließen, und zur höchst möglichsten Ergiebigkeit zu bringen; sie erheischt: das allgemeine Beste, durch praktische Beförderung der Landwirthschaft, in höherem Grade zu befördern.

Die Eroberung des widerrechtlich entrissenen Eingenthums ist gerecht, doch bleibt sie immer mit schauerlichen Erinnerungen verknüpft. Aber es giebt eine andere, der höchsten Menschenwürde entsprechend, eine Eroberung im eigenen Lande! Es ist die innere Cultur desselben, die Entfesselung des Ackerbaues von seinen lästigen Banden, oder die Beseitigung der Cultur-

Beschränkungen. Durch sie werden blühende Gefilde, gesunde, frohe Menschen geschaffen, durch sie wird der Dank gegenwärtiger und künftiger Geschlechter und der Seegen des Himmels erbeutet. Wird diese physische Schöpfung von ächt patriotischem Eifer belebt, wird möglichst freye Bewegung im Gewerbsleben verstattet, und der Ackerbau seiner vielfachen Bande und Fesseln entlassen, so ist die zweyte Eroberung im siegenden Kampfe gegen das Heer physischer Uebel, moralischer und civiler Vorurtheile, Irrthümer, Unwissenheit und Selbstsucht vollendet.

Die wichtigste und dringendste aller Staatsangelegenheiten in diesem Augenbicke ist: den wesentlichsten und wichtigsten Theil des Staatsvermögens zu höherem Ertrag zu bringen. Hier liegen, bei einigen mehr, bei andern weniger, noch viele Quellen zu besseren Einkünften offen da, ohne daß man daraus schöpft, und noch mehr dergleichen, sehr wahrscheinlich reichhaltige Quellen, liegen vor vieler Augen noch verborgen. Jene müssen freier und allgemeiner benutzt, diese mit Eifer und Anstrengung aufgesucht, und die schon fließenden Erwerbsquellen ergiebiger gemacht werden: Denn das Wohl und Wehe, ja die Existenz ganzer Staaten, und vieler Millionen Familien und Einzelnen beruht ganz unmittelbar auf dem blühenden oder schmachtenden Zustande der Finanzen des Landes und der Vermögensumstände

der Staatsglieder. Nie war es so allgemein dringend nothwendig, auf einen solideren Ertrag und vermehrte Einkünfte der Staats- und Privat-Güter zu denken, als jetzt — wo die öffentlichen Abgaben durchaus nicht weiter gesteigert werden können, dabei alle Staaten Europa's verschuldet, und die größeren und kleineren Privat-Eigenthümer meist alle der gänzlichen Verarmung nahe sind. Landgüter im ausgedehnten Sinne, sowohl größere als kleinere Besitzungen, machen fast in allen Staaten, nahmentlich aber in Würtemberg den wesentlichsten Theil des Staatsvermögens aus. Die höchst möglichste Benutzung der Landgüter in allen Zweigen und im Einzelnen, die Bewirkung des höchsten anhaltenden Ertrags derselben im Allgemeinen — ist das einzige zuverläßige Rettungsmittel zu welchem wir unsere Zuflucht zu nehmen vermögen."

Die Landwirthschaftskunde befindet sich gegenwärtig in einem Zustande, in welchem sie die allgemeine Aufmerksamkeit stärker, als jemals, erregt, und ihren Anhängern, nicht nur die freigebigsten Belohnungen, sondern sogar Schadloshaltung, für alle die Drangsale verspricht, welche ihnen die Zeitverhängnisse zugefügt haben.

Man kann mit Recht sagen, daß diese Erfahrungswissenschaft jetzt erst ihr goldnes Zeitalter feyert.

Die Noth ist es, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie hinlenkt: Denn es gab vielleicht noch keine Zeit, wo der Staatsbürger so dringend an die Wichtigkeit des Ackerbaues erinnert ward, als die nächst vergangene.

Früher war die menschliche Aufmerksamkeit, eine geraume Zeit hindurch, gleichsam nur auf Gegenstände der Verwüstung und Zerstörung hingerichtet. Der Mensch war, wie aus der Ordnung der Dinge herausgetreten, und fast einzig nur darauf bedacht, das Bestehende zu vernichten, und seiner eigenen, so wie der gesammten Staatshaushaltung, immer neue Wunden zu schlagen. Eine seltsame Verwicklung ungewöhnlich politischer Ereigniße, hatte selbst die gewöhnlichsten Alltagsmenschen zur Theilnahme an Scenen verleitet, die jenseits des Spielraums ihres Wirkungskreises vorfielen. Solche auffallende Erscheinungen hatten Reiz genug für den großen Haufen, ihm sein eigenes näher liegendes Interesse, wo nicht ganz vergessen, doch wenigstens vernachläßigen zu machen.

Diese schauervollen Katastrophen der vergangenen Zeit, hatten für den Staatskörper die zerstörende Kraft eines halben Jahrhunderts.

Der höheren Landwirthschaft ist es vorbehalten, den zerrütteten Staaskörper allmählig wieder empor zu bringen, und die ihm geschlagenen Wunden allmählig zu heilen. Die hö-

re Landwirthschaft vereinigt in ihrem Umfange alles, was zur Restauration des zerrütteten Staatskörpers erforderlich ist. Sie biethet freigebig ihre Gaben aus dem reichen Füllhorne ihres unermeßlichen Schatzes dar.

So wie sich aber die gesellschaftlichen Verhältnisse im Laufe der Zeit, ändern und auf's neue geordnet werden müssen: Eben so finden auch, im landwirthschaftlichen Gebilde, Umformungen statt, durch welche die Oekonomie dem Ziele ihrer Vollkommenheit näher gerückt wird.

Der Zeitgeist ist es, der dasjenige heiligt, was im Entstehen der Absicht entspricht, und was der spätere Enkel (durch Gewohnheit eingeschläfert, und durch Rücksichten gefeßelt) nicht anzutasten wagt, wenn es auch schon der Absicht nicht mehr entspricht. Der Zeitgeist muß von neuem in's Mittel treten, und beßere und zeitgemäßere Formen an die Stelle der alten setzen. Der Zeitgeist der Umwandlung ist vorhanden. Er schreit laut nach Veränderung und Umwandlung des alten. Wer vermag's, sich gegen den reißenden Strom der Nothwendigkeit zu stämmen, und gegen die Natur der Dinge zu kämpfen?!

Es handelt sich hier nicht davon, das ehrwürdige Alterthum bestehender Formen anzutasten, und das Herkömmliche um ein Nichts zu zerstören, und unbedingt in die

Verwerfung des früher von vielen Geschätzten einzustimmen:

Hier handelt sich's von der Umformung solcher Dinge, die nicht mehr in die Zeit passen, und deren Ausübung der Wirkung grober Mißbräuche gleich kömmt. Nur von der Ausrottung des Unkrauts handelt sich's hier, welches den Stamm des Volkslebens umrankt und tödtet.

Das Alte ist sehr oft das Bessere; und gar mancher Wirthschaftsführung ward es schon zur Hauptquelle des Verderbens, das Alte mit dem Neuen vertauscht zu haben.

Volle Berücksichtigung verdient aber das Neue, wodurch die Landwirthschaft auf den möglichsten Grad der Vollkommenheit erhoben, und der Wohlstand des Ganzen im Wohlstand der Einzelnen gegründet wird. Eins folgt aus dem Andern! Eins wirkt auf das Andere zurück! Das Land, wo die Landwirthschaft den höchsten Flor erreicht, ist gewiß auch das Wohlhabendste. Hier befinden sich gewiß auch die andern Stände wohl: Denn hier zielt alles darauf ab, durch vermehrten Wohlstand ganzer Gemeinden in ihren einzelnen Mitgliedern, die unvermeidliche Bürde der Staatslasten erleichtern zu helfen. Der Zeitpunkt des höchsten Grades von Größe aller Nationen war

auch immer der Zeitpunkt des höchsten Flors des Ackerbaues.

Wir schätzen die Regierungen, nicht nach den glänzenden Palästen, die in Residenzen empor steigen; sondern nach dem Wohlstande, der in den Provinzen und der Hütte des Landmanns thront. Das Leben der Dörfer gründet sich einzig nur auf den Ackerbau. Dieser ist die Grundlage der, auf dem Wohlstande der Einzelnen beruhenden, allgemeinen Wohlfarth. Den Ackerbau auf den höchstmöglichsten Gipfel der Vollkommenheit erheben, heißt des Staates Wohlfart gründen. Dieß auf irgend eine Weise bewirken zu können, müssen nothwendig zuvor die Hindernisse hinweggeräumt zu werden, die sich jeder besseren Wirthschafts-Methode, Cultur beschränkend, entgegensetzen.

Diese Culturbeschränkungen sind nahmentlich folgende:

Der pharaonische Huth- und Trift-Zwang;

Der Braach- und Dreyfelder-Zwang;

Die verhaßte Feudal-Last, der Zehententrichtung in Natura, und endlich

Der Mangel einer eigentlichen landwirthschaftlichen Polizey, im eigentlichen Sinne des Wortes genommen.

Die Beseitigung dieser Culturbeschränkungen ist das Souveraine Mittel, die Landwirthschaft zum glänzenden Gipfel der Vollkommenheit zu erheben; so wie in's Besondere, die Huthbeschränkung das Lösungsmittel der hauptsächlichsten Culturbeschränkung ist.

Der Flor der Landescultur kann nur in dem Grade blühen, und der Credit der Grund-Eigenthümer nur in dem Grade auf feste Grundlagen gegründet werden, als das Grundeigenthum frey ist.

In einem Staate, dessen vorzüglichster Reichthum in dem Grundeigenthume und in der zweckmäßigen Benutzung desselben besteht, muß der Wohlstand des Volks auf die Grundlage einer, dem Zeitgeiste entsprechenden Freiheit des Grundeigenthums erbaut werden.

Unser Drey-Felder-System spricht sich in zweyen Hauptsätzen aus, die — ihrem wesentlichen Gehalte nach — offenbare ökonomische Mißgriffe sind.

Diese beiden Hauptsätze machen es gleichsam zur gesetzlichen Vorschrift:

a) Zwei Halm tragende Früchte auf einander bauen, und

b) alsdann braachen zu müßen.

Das System der Dreyfelder-Wirthschaft baut nemlich, in der Regel, blos Halmfrüchte, hält unbesommerte Braache, und, wo es ohne Mängel besteht, liefern besondere natürliche Wiesen den Haupt-Ersatz zu einer mittelmäsigen Viehpflege, welcher mit dem Ackerbau nicht gewonnen wird, indem dieser lediglich Stroh darreicht.

Es giebt indessen wenige Güter, welche sich der vorhandenen natürlichen Wiesen in der Zahl und Vollkommenheit zu erfreuen hätten, daß daraus anhaltend ein bedeutender Futter-Ertrag, eine gute Feld-Bedüngung und eine gute tadellose Vieh-Zucht hervorgehen kann.

Die Mehrzahl unserer Feldwirthschaften ist in der Lage, daß die natürlichen Wiesen nicht hinreichen, das ganze der Wirthschaft auf eine höhere Stufe der Cultur empor zu heben.

Allgemein benutzt man einen Theil der Aecker zu Klee, oder anderm Futterbau (wiewohl nicht ohne Protestation der Schäfer und Triftherren) um sich einer beßern Wirthschaftsführung zu nähern.

Man greift sonach zu Wechselwirthschafts-Principien, ohne sie in ihrer Vollkommenheit mit Wahl und Ordnung ausüben zu können, und treibt somit bloß Stükwerk!

Der erste Hauptsatz unseres Acker-Systems: zwey Halm tragende Früchte aufeinander zu bauen, ist ein Verstos gegen eine der ersten Wirthschafts-Regeln, die von allen denkenden Landwirthen als Axiom anerkannt wird.

Es ist nemlich allgemein bekannte Thatsache: Daß unsere Getreide-Arten das Land verhältnißmäßig am meisten aussaugen.

Der Grundsatz: Nie zwey Halm tragende Früchte aufeinander zu bauen, ist zum vollgültigen und unbestreitbaren Erfahrungs-Satz erhoben.

Der zweite Hauptsatz unseres Acker-Systems: das Feld im dritten Jahre ruhen oder Braache liegen zu laßen, wird von jedem Garten- und Kraut-Beet-Besitzer verspottet.

Die immer wirksame Natur spottet der Ruhe, die man für sie nöthig erachtet, und erzeugt Dornen und Disteln, die mehr Kraft als der Weizen und Dinkelhalm erfordern.

Man gebe dem Boden Kräfte und Cultur, und er wird kein Jahr seine Dienste versagen, so wenig als das Gartenland!

Wer wenig Land hat, dieß alljährlich gut bauen und düngen kann, und es zur Weide nicht braucht, oder den Fluch des Zwangs-System's nicht auf dem Seinigen liegen hat, läßt es gewiß nicht Braach liegen!

Nur wer viele Aecker und im Verhältniß noch zu wenig Dünger und Vieh, folglich noch schlecht gebaute Aecker besitzt, und dabei noch um so viel mehr Weide nöthig hat, je schlechter sie ist, nur der läßt freywillig einen Theil seiner Aecker jährlich unbenutzt oder Braach liegen, das heißt, er schlägt in seiner Verlegenheit diesen Weg als malum necessarium ein; er wählt von zweyen Uebeln seines Dafürhaltens, das Kleinere.

Es läßt sich durchaus nicht in Zweifel ziehen, daß die Landwirthschaft in unseren vorgeschrittenen Zeiten, durch diese Eintheilung der Felder in drey Fluren, viel zu sehr beschränkt wird, und daß der landwirthschaftliche Betrieb im Allgemeinen, durch diese zu beschränkte Eintheilung, weit hinter den Forderungen des Zeitalters und Zeitgeistes zurückbleibt.

Je mehr der ursprünglich anerkannte Zweck einer Sache erreicht wird, desto billiger, gerechter, und vernünftiger ist ihre unveränderte Beibehaltung. Je weniger sie aber, im Verfolg der Zeit, ihrer Absicht und ihrem Zwecke entspricht, desto weniger Empfehlung verdient sie.

Die Mängel und Gebrechen des Dreyfeldersystems haben ihren Grund, theils in einer veralteten Form, theils in der Abweichung von den geläuterten Grundsätzen der Wissenschaft. Und das System selbst hat, bey seinen vielfachen Mängeln und Gebrechen, welche die möglichste Beschränkung der Cultur und Industrie nach sich ziehen, noch den großen Fehler, neben vielen andern, daß es auch die Ausartung der Gewächse befördert, indem solche, bey dieser Monotonie des Anbaues, immer wieder von gleicher Art in einen und denselben Boden kommen, und der Art keinem Wechsel unterworfen werden; daß es dem Ueberhandnehmen des Unkrautes allen Vorschub leistet; daß es keinen vortheilhaften künstlichen Futterbau gestattet, und die Verschwendung des Dunges, bey allem Mangel an solchem, zum nothwendigen Uebel macht.

Was im achten Jahrhundert von Kayser Carl dem Großen, als allgemein landesgültig anempfohlen worden ist, hat im neunzehnten Jahrhundert seine Allgemeinnützigkeit verlohren. Dieses, ursprünglich von den Römern dem eroberten Deutschlande mitgetheilte Dreyfelder-

System, verdirbt unsere Landwirthschaft im ersten Zuschnitte, und sollte daher billig der Wechselwirthschaft Platz machen, für deren Verbreitung Herr Staatsrath Thaer so vorzüglich thätig war und noch ist. Dieser renomirte praktische Landwirth, ist, in seinen aufgestellten Resultaten, eine eben so große Autorität, als er ein großer gelehrter Landwirth ist. Je mehr ihm das Verdienst gebührt, der erste deutsche Mann gewesen zu seyn, der den zündenden Funken der deutschen Oekonomen anfachte, der itzt fast allgemein zu einer wohlthätigen Flamme aufzulodern beginnt, je mehr derselbe, als der Gründer einer rationellen Landwirthschaft für Deutschland anerkannt wird, — desto größer ist die Autorität welche durch ihn für die Sache spricht.

Es giebt keine kraftvollere und einträglichere Bewirthschaftung eines Gutes, als eine zweckgemäs betriebene Wechselwirthschaft! Ihre Vortheile und Vorzüge vor jeder Wirthschaftsart, welche die Grundsätze der Dreyfelder-Wirthschaft befolgt, sind unbeschreiblich! Nicht die Form allein bestimmt dieses Wirthschafts-System, sondern der innewohnende Geist. Es ist der mannigfaltigsten Modificationen fähig, schmiegt sich an jedes Verhältniß und nimmt, wie die Oertlichkeit es erfordert, unter der Hand des geschickten Wirthschafters, die passendste Gestalt an.

Wer bey Benutzung seiner Grundstücke

je eine Abwechslung der Früchte beobachtet hat, der wird sich leicht von der Vortreflichkeit der Wechselwirthschaft, als eines Ackersystems überzeugen, bey welchem alles in einer Folgenreihe aufeinander gebaut wird, durch welche der Anbau des einen Gewächses die Vorbereitung zum Anbau des andern wird, und welche es möglich macht, jedes Grundstück zum höchsten Ertrag zu bringen, ohne auch nur den kleinsten Theil seines Grund und Boden's unbenutzt liegen lassen zu müssen.

Bekanntlich saugen unsere Getreidearten (wie schon erwähnt) das Land verhältnißmäßig am meisten aus: andere nutzbare Gewächse hingegen, machen gewißermaßen das Erdreich fruchtbar und zum künftigen Anbau geschickter. Dieser Grundsatz findet bey der Wechselwirthschaft seine volle Anwendung. Man schränkt sich hier nicht bloß auf die Getreidearten allein ein, sondern man nimmt auf den Anbau mehrerer nutzbaren Gewächse, und zwar im immerwährenden Wechsel untereinander Bedacht, weil selbst eine Getreideart und eine Fruchtgattung den Boden mehr aussaugt, als die andere.

Das Grundprincip der Wechselwirthschaft ist:

a) Einziehung der Hutweideflächen und schlechteren Wiesen in den Ackerbau;
b) Gewinnung der höchsten Production;
c) Bestes Verhältniß zwischen künstlichem Futterbau und Getreide; und endlich
d) Jährlicher Wechsel in der Fruchtfolge,

zwischen Getreide, Futterkräutern, und Wurzelgewächsen.

Die Tendenz einer Wechselwirthschaft ist:

1) Die Braache gänzlich abzuschaffen.

2) Die höchst möglichste Menge der für die Oertlichkeit paßenden Getreid-Früchte, Futter-Kräuter, Wurzel-Gewächse und Gewerbs-Früchte, nach einem auf die Oertlichkeit paßenden Systeme, dergestalt wechselnd anzubauen, daß selten zwey Halm-Früchte einander folgen, sondern immer dazwischen eine andere angemessene sogenannte Meliorations- oder Futterfrucht vorangeht.

3) Solche natürliche Wiesen, um welche es nicht Schaden ist, sie in das Ackerland mit hinein zu ziehen, und dann aus der gesammten Area jene Vieh-Futter-Quantität in einer oder vielen Sorten zu erzeugen, welche erforderlich ist, um mit der speculativ angenommenen Viehgattung und deren beabsichtigten Melioration, jene Düngermaße produciren zu können, welche eine 3, 4, 5, oder 6 jährige Bedüngung des fetten Humus, reichen oder mageren Bodens, (indem die Oertlichkeit auf die Erfahrung in diesem Punkte sich verläßt) verlangt.

Jedoch finden, nach Beschaffenheit der Oertlichkeit, allerley Modificationen bey der Wechselwirthschaft statt.

Ob man z. B. jenes Futterquantum, welches die vorhandenen oder gar nicht vorhandenen natürlichen Wiesen nicht vollständig liefern, in einer einzigen Fruchtgattung oder in mannigfaltigen zu erzeugen sucht; ob man vor den Halmfrüchten Reps oder behakte Früchte nimmt; ob man 5 oder zehnerley Früchte hintereinander mit immer steigendem Vortheile wechselt; ob man 5, 6, 7, 8, 9, u. s. w. schlägige Feldeintheilung oder noch mehr zähligere hat; ob man etwas oder nichts von den natürlichen Wiesen unter den Pflug nimmt — dieß und noch manches andere Berücksichtigungswerthe, sind die Eigenschaften vielfacher Modificationen des Wechselwirthschaftssystems, die auf den grundörtlichen Umständen beruhen, und vom Verstande, von der Erfahrung, von praktischen und wissenschaftlichen Kenntnißen und von hellen Begriffen von dem, was man eigentlich will, dictirt werden.

Jede einzelne der Art von der andern abweichende Wechselwirthschaft, ist und bleibt dennoch ein festes auf Umstände und Oertlichkeit gegründetes Acker-System, und ist himmelweit von unserem Dreyfelder-System verschieden, welches Cultur und Industrie lähmend, und wie dazu gemacht ist, die Größe des reinen Gewinnes, welches doch das letzte Ziel des wahren Oeconomen seyn muß, zu verringern, statt zu erhöhen.

Jenes hingegen bietet die größten Vortheile dar:

1) Hat man weniger Land dabei zu bearbeiten, wegen dem größeren Futterbau;
2) Gewährt es mehr Futter;
3) Befreyt es die Felder vom Unkraut, und führt
4) zu mehrfachem reinen Gewinn.

Klar und deutlich sind die Vorzüge der Wechselwirthschaft vor der Dreyfelder Wirthschaft von dem berühmten Schwärz, in seiner Beschreibung der Landwirthschaft in Nieder-Elsaß, auseinander gesetzt.

In einigen Gegenden des Elsaßes nehmlich wird die Dreyfelderwirthschaft, in andern seit langer Zeit Wechselwirthschaft getrieben. Erstere, ob sie gleich mehr Unterstützung von Wiesen und Weiden, als Letztere hat, kann sich, bey ihrer starken Benutzung der Braache (die fast nie im reinen Zustand verbleibt) zu Futter- und Handelsgewächsen, nicht auf ihren eigenen Füßen erhalten, sondern bedarf stets eines starken Zukaufs, und hat, obgleich fast alle, statt der Braache gebauten Gewächse mehrmals aufs sorgfältigste gehackt und gerührt werden, dennoch ihre Plage dergestalt mit dem Unkraute, besonders mit dem Hederich, daß nicht selten die ganze Gerstenerndte darunter zu ersticken droht.

Die Wechselwirthschaft hingegen hat bey wenigen Wiesen und Weiden nur in seltenen

Fällen, wo man nur sehr wenig Futter, dafür aber desto mehr Handelsgewächse baut, einen Düngerzukauf nöthig, und beständig, troz des stärkeren Baues von Handelsgewächsen, reine Felder, steht auch auf keine Weise der Dreyfelderwirthschaft, in Ansehung des Körnerertrags, nach — weil sie auf einer kleinern Fläche eben so viel erzielt, wie jene auf einer größeren.

Eine zwekgemäs betriebene Wechselwirthschaft verträgt sich aber weder mit Triftbelastungen, noch mit Zehentpflichtigkeit.

Soll diese kraftvolle und einträgliche Bewirthschaftung der Güter, mit allen ihren Zauberwirkungen eintreten; so muß Freiheit der Cultur durch freyes Eigenthum hergestellt, der Stab des wilden Hirtenstandes muß gebrochen, die Barbarismen müßen aus dem Landbau verdrängt, und nichts zu Gunsten der Servituten gestattet werden, was nur nomadisch, aber nicht landwirthschaftlich Rechtens ist. Das heißt mit andern Worten: Die große Stüße der Dreyfelderwirthschaft, die Weide muß abgeschaft und der Naturalzehenten, der so Cultur- und Industrie- lähmend ist, in ein Aequivalent verwandelt werden. Nur mit der Stallfütterung der Schaafe läßt sich eine durchaus zweckgemäße Wechselwirthschaft verbinden! Große Vortheile gewährt die

Stallfütterung des Rindviehes, doppelt und dreyfach größere — die Stallfütterung der Schaafe!

Stallfütterung ist die höchste Nutzungsart des Schaafviehes, und zugleich das höchste Meliorations-Mittel, und der höchste Zweck der gesammten Landwirthschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Die Einführung derselben ist die günstigste Revolution der gesammten Landwirthschaft!

Die Stallfütterung der Schaafe wird und muß sich — so prophezeiht Ritter von Ehrenfels, der in der Reihe wissenschaftlich gebildeter praktischer Landwirthe oben an steht — als ein großes, dem Nationalwohl ungemein zuträgliches, der Verfassung und dem menschlichen Hausstand höchst wichtiges Ersatzmittel aufdringen. Des Landmanns zeitliche Wohlfarth hängt davon ab!

Nur im Wechsel der Früchte liegt die Würze des Ackerbaues. Der Landwirth muß bey diesem gestatteten Wechsel, und im Verhälniß seines Mangels an natürlichen Wiesen, Futter- und Wurzelgewächse im vollen Maaße, unbeschadet des Körnerertrages, bauen können. Für niemand ist der Wurzelgewächsbau räthlicher, wohlthätiger, nachdruksvoller, als für den Bauer. Alles Lebendige, von der Henne bis zu ihm, lebt von Erdäpfeln. Wie vortheilhaft muß schon in dieser einzigen Hinsicht, eine Wechselwirthschaft für das Ganze der Land-

wirthschaft wirken! Sie ist mehr noch für mittlere Bauernhöfe, als für ganz große Güter, geeignet, wo der Taglohn ein nahmhaftes des Profits verschlingt, statt daß der Bauer die erforderliche Hände-Arbeit mit den Seinigen selbst verrichtet.

Der uneingeschränkte Schaaftrieb muß aufhören, und dagegen auf Ersatz verlohrner Weiden gedacht werden, und da giebt es kein anderes Mittel, als zweckgemäße Erweiterung und Ausdehnung des Kleebaues und Stallfütterung der Schaafe.

Wir erzeugen durch keine Viehgattung wirksameren Dünger, als durch die im Stalle gefütterte Schaafe. Diese Stallfütterung muß nothwendig mit der Wechselwirthschaft verbunden, und zu diesem Behuf, der uneingeschänkte Weidgang, als unerläßliche Bedingung einer möglichen Wechselwirthschaft, aufgehoben werden.

Was man auch, mit und ohne Bitterkeit, gegen eine solche Stallfütterung, und namentlich gegen die Aufhebung der uneingeschränkten Trift einwenden möge: So giebt es doch kein anderes Mittel zum Zweck! Dieß ist die Wurzel des Uebels, an welche die Axt angelegt werden muß — wenn es anders zu einem landwirthschaftlichen Culturzustande und zu einer Freiheit des Grundeigenthums in Deutschland kommen soll! Wird die Hut der Cultur nicht untergeordnet: So ist und bleibt das Schaafvieh so verderb-

lich dem Lande, als es die Heuschrecken den Feldern sind, auf welche sie fallen!

Uns auf Verunglimpfungen, mißfällige und mißverstandene Ansichten einzulassen — dazu haben wir und nehmen wir uns keine Zeit. Die Sache bleibe der Bewährung ihres Gehaltes überlassen! — Mag sich jeder, nach seiner Ansicht, darüber aussprechen!

(Veniam petimus damusque vicissim) Im Gebiete der Oeconomie giebt es weder ohnfehlbare Glaubensartikel, noch Gesetze, die durch bloße Machtsprüche, auf ewige Zeiten rechtskräftig würden. Keine Autorität kann bestimmen, was gültig seyn soll.

Die Landwirthschaftswissenschaft ist eine bloße Erfahrungswissenschaft, mithin nichts weniger, als reine Mathematik. Nur vermittelst der Vernunft und Erfahrung können alte und neue landwirthschaftliche Grundsätze und Regeln geprüft — und nur, vermittelst ihrer Zusammenstellung und Vergleichung nach dem Erfolg ihrer Wirkung — unpartheiisch gewürdigt werden. So, wie der Jurist nie ohne Gesetzescitation sprechen und schreiben soll; so darf der Oekonom auch nur aus Erfahrung sprechen und schreiben. Eine ökonomische Wahrheit ist nicht das Resultat, aus einzelnen Beobachtungen eines einzelnen Landwirthes, sondern aus den vereinigten und immer wahrgefundenen Beobachtungen aller Sachkundigen. Die Liebe zur Wahrheit und zum ein-

zigen Guten, ist die beseelende Leidenschaft, durch die allein der Mensch zur Wahrheit selbst gelangt.

Es ist nicht unsere Sache durch irgend Etwas, sey es, was es wolle, Aufsehen zu erregen. Aber wir haben, wie Seume die Krankheit, daß uns alles, was Bedrükung und Ungerechtigkeit ist, empört, und wir werden schwerlich je davon genesen, sondern bis unsere Zunge den lezten Gedanken stammelt, für Freiheit des Grundeigenthums sprechen, und es einen despotischen Druck und eine himmelschreiende Ungerechtigkeit nennen: Daß die Schaafe immer und ewig auf Kosten der Menschen bey uns ernährt werden sollen, da uns doch andere Mittel zu ihrer Ernährung und (was noch mehr besagt) zu ihrer zweckgemäßeren und vortheilhafteren Benuzung zu Gebothe stehen.

Mögen sie immerhin auf hohen Bergweiden, wie es unsere Alpgegenden und dergleichen sind, die vortheilhafter nicht benuzt werden können, sich und den Menschen unbeschadet, gehütet werden: So stehen doch immer solche Distrikte in keinem Verhältniß zu jenen, wo das weidende Schaaf der Cultur im Wege steht und gleichsam den Menschen verdrängt.

Das weidende Schaaf zur Benuzung des Unkrauts her zu halten, welches auf unsern Aeckern wächst — ist ein Princip unter al-

ler Kritik; Den Keim des Unkrauts in der Geburt zu ersticken, nimmt der rationelle Landwirth seine Zuflucht zur Wechselwirthschaft, welche ausserdem noch der Vortheile unendliche gewährt, die aber schon dieses einzigen Vortheils wegen, den Vorzug vor unserer Dreyfelderwirthschaft verdient, daß sie nemlich das Unkraut, welches durch seine aussaugende Kraft dem Felde seine Fruchtbarkeit entzieht, in der Geburt erstickt. Die Wechselwirthschaft verträgt sich aber durchaus nicht mit Triftbelastungen. So lange also die alles verheerende Weidschäfereien geduldet werden, kann keine Wechselwirthschaft statt finden — und so lange keine Wechselwirthschaft statt findet, wird auch immer und ewig das Unkraut unsern Feldern die besten Kräfte rauben, und so nach dem Menschen die, zu seinem nothdürftigen Unterhalte, erforderlichen Erndten schmälern. Und, dieses Unkrauts wegen, weidende und alles verheerende Schaafheerden her zu halten — heißt nicht mehr, und nicht weniger: Als, zum Besten der Wittwen und Waisen, Lotterieanstalten errichten, welche Wittwen machen, und Leute in die größte Armuth stürzen. Die geschwornen Feinde aller Cultur sind die Schäfer; diese wünschen das halbe Land wüste und öde, damit sie recht viel zu hüten haben mögen!

Die erste Grundbedingung, zu irgend einer besseren Wirthschaftsführung; die erste

Grundbedingung, zu irgend einer möglichen Culturerhöhung; die erste Bedingung mit einem Worte, zum Besserwerden im Oekonomiefache, ist und bleibt: Aufhebung der uneingeschränkten Hut und Weide, und an deren Stelle Einführung der Stallfütterung der Schaafe. Mag diese alles verderbende und alles hindernde Huth auch immerhin auf alte Gerechtsamen gegründet seyn — so sind es doch Gerechtsamen, die mit den gegenwärtigen Erforderniſsen der bürgerlichen Verfassung schlechterdings nicht bestehen können! So, wie die Viehweiden keine Forstkultur in den Waldungen aufkommen lassen — in eben dem Maaß und Verhältniß geht durch sie auch alle Feldkultur zu Grunde. Deshalb erheben sich auch izt, nach dem Abschluße des Weltfriedens, von allen Seiten Klagen über den bedrängten Zustand der landwirthschaftlichen Industrie in Deutschland.

Nur dann, wenn die Stallfütterung der Schaafe ernstlich berücksichtigt, wenn ihre Anwendbarkeit und Vorzüglichkeit allgemein anerkannt, und ihre Einführung nur Ausnahmsweise, durch unbesiegbare Oertlichkeit, verhindert wird — nur dann erst ist der Landwirth im Stande, im vollen Maaße und im zwekdienlichsten Verhältniß, zu bauen, was ihm das Geeignetste und Vortheilhafteste dünkt.

Erst

Erst dann kann sich das Gebilde der Landwirthschaft auf eine vortheilhafte Weise gestalten. Erst dann kann der Ertrag jeder einzelnen Wirthschaft im Lande in eben dem Verhältniß steigen, als sich, bey der Einführung der Stallfütterung mit dem Rindvieh, der Wohlstand jeder einzelnen Bauernfamilie, als Folge der erhöheten Cultur, durch erweiterten Viehstand vergrößert hat. Der Boden wird durch immerwährende Bearbeitung und ausserordentliche Düngung nach Möglichkeit benutzt werden, und das überhandnehmende Unkraut wird die Erndten nicht mehr zur Hälfte verschlingen.

Es werden reicher, Saaten keimen, wachsen, und reifen; das reichlich im Stalle gefütterte Vieh, wird im Werthe zunehmen, der vermehrte Dünger den Feldern die entzogenen Kräfte doppelt ersetzen; der Landmann wird, auf seinen wachsenden Wohlstand gestützt, unverdroßen zur Arbeit gehen; das Panier eines erhöhten Ertrags wird ihn zum Theil selbst von den Unfällen der Zeit und Witterung unabhängig machen; und unser Agrikulturstaat wird eine andere Physionomie gewinnen. Dann sind unter Deutschlands Staaten wenige, wie der unsrige!

Bis dahin aber bleiben noch viele Lorbeeren zum Kranze des Ruhmes für den Staats-

Landwirth zu pflücken übrig, Gottes Seegen walte über dem beßern Einfluß.

Viel bleibt noch zu thun übrig, das große Werk zu krönen, welches für die Landwirthschaft im Allgemeinen, für die höhere Kultur des Ackerbaues im Einzelnen, für die Verhältnisse des Triftweidenden zu den Triftberechtigten, und für Schaafzucht und Wollhandel in's Besondere, so überaus wichtige Folgen haben wird, und haben muß.

Schwer ist die Lösung der Aufgabe, nicht nur wegen der Ablößung des Hut-Zehent-und Dreyfelderzwangs, sondern auch wegen Consolidirung der vermischtliegenden Grundstücke. Aber sie bleibt unerläßliche Bedingung, zur Erhöhung der Landeskultur im Allgemeinen, und zur praktischen Beförderung des landwirthschaftlichen Wohlstandes jedes Einzelnen. Archimedes verlangte einen festen Punkt außer der Erde, um sie nach Gefallen zu bewegen. Der unsrige, aus welchem einzig nur die Bewegung des Ganzen, — allgemach unter feste Grundsätze zu bringen, und die Wohlfarth des Staats zu begründen ist, concentrirt sich: In der Aufhebung der Trift und Hut; Ablösung des Naturalzehenten; Einführung der Wechselwirthschaft und mit derselben verbundenen Stallfütterung der Schaafe; Vertheilung der Gemeindplätze; und Organisation

einer zweckgemäßen und umfassenden landwirthschaftlichen Polizey.

Eine Wahrheit — welche die Gewißheit eines mathematischen Beweises in sich schließt. Wo der Landwirth sich erleichtert fühlt, kann der Staat nur gewinnen. Das Land, wo die Landwirthschaft den höchsten Flor erreicht — ist das glücklichste und wohlhabendste. Hier befinden sich auch die andern Stände wohl! Hier zielt alles darauf ab, durch vermehrten Wohlstand ganzer Gemeinden in ihren einzelnen Gliedern, die unvermeidliche Bürde der Staatslasten erleichtern zu helfen. Nicht das ehrwürdige Alterthum bestehender Formen soll angetastet, und das Herkömmliche um ein Nichts zerstört werden — hier handelt sich's nur von der Umformung solcher Dinge, die nicht mehr in die Zeit paßen, und deren Ausübung der Wirkung grober Mißbräuche gleich kommt.

Die Tendenz der civilisirten Welt geht in unsern Tagen dahin, endlich zur Befreyung von Zeit widrig gewordenen Lasten (die aus dem Mittelalter, aus jener Periode der Leibeigenschaft herstammen) und zu liberalen Einrichtungen zu gelangen, und die Glückseeligkeit der Völker durch Entwiklung ihrer innern Kräfte zu begründen.

Auf den Kampf für die allgemeine Freyheit, welcher mit dem Schwerdte geführt wur-

de, folgt itzt der Wort- und Federkrieg für die allgemeine Industriefreiheit, der nicht weniger heftig gekämpft wird, als jener: Denn, wo sich selbst hinter dem Scheine der Wohlhabenheit, die schreyendste Armuth versteckt — da stellt sich die Verzweiflung in Reihe und Glied und ficht auf Tod und Leben!

Man erhalte, nach Montesquieu, einem jeden das Seinige, im Wesentlichen, heilig und unverletzt: Aber man opfere der Form zu Liebe, nicht das allgemeine Beste auf!

Der Mensch kennt kein höheres Gut, als Unabhängigkeit; dieser Hang flößt ihm das natürliche Verlangen nach Industrie-Freyheit itzt um so viel lebhafter ein, als im Genuße derselben ein Anker der Rettung, und die Quelle eines neuen und frischen Lebens für so Viele liegt.

Wollte man den Schaden, den unsere Culturbeschränkungen verursachen, zu Gelde anschlagen; so würde sich leicht erweisen lassen, daß alljährlich dadurch ungeheure Summen für den Staat verlohren gehen. Ein Verlust, der um so empfindlicher ist — als dieses Uebel nicht in die Cathegorie der Uebel gehört, denen man durchaus nicht steuern kann, und die man immer und ewig geduldig ertragen muß. Wir sind ja, im Laufe der Zeit, nicht organisch mit diesem Alten zusammen gewachsen, daß eine Trennung von demselben tödtend auf die Adern unseres innern Lebens einwirken müßte!

Das Joch einer tausendjährigen Gewohnheit abwerfen; ein fehlerhaftes Acker-System umformen; eine beßere und vortheilhaftere Methode, an die Stelle einer höchst mangelhaften (aber durch tausendjährigen Gebrauch ehrwürdig gewordenen) setzen — sollte die Lößung dieses Problêms außer dem Kreiße der Möglichkeit liegen? Sollte nicht auch hier die Wahrheit und gute Sache, und der anspruchlose Patriotismus der dem Staate lauter und aufrichtig Dienenden, alle Hinderniße besiegen? Entweder das Schaaf muß dem Menschen, oder der Mensch dem Schaafe Platz machen! Steigende Cultur verträgt sich durchaus nicht, mit den Verheerungen des alles daniedertretenden Schaafes, dieses natürlichen Feindes der kultivierenden Menschenklasse.

Das Schaaf ist des Menschen wegen, und nicht der Mensch des Schaafes wegen vorhanden. Fast sollte man aber glauben, als würde dieser Satz umgekehrt angenommen; so wie bey'm Zunftzwang stillschweigend angenommen wird, daß die Gemeinden um der Zünfte willen vorhanden sind.

Wenn sich aber die Wechselwirthschaft durchaus nicht mit den Triftbelastungen verträgt — so verträgt sie sich eben so wenig mit der Zehentpflichtigkeit. Diese Feudalabgabe, welche die Vortheile der Landwirthschaft in so verderblicher Progreßion hinwegnimmt, und als Schmarotzer-Pflanze, ihrem Hauptstamme das

Mark aussaugt — muß nothwendig in ein Surrogat verwandelt werden, dessen Ausfindung dem Staatswirth überlassen bleibt.

Sie ist ein mächtiges Hinderniß, den Ackerbau nach höheren Principien zu treiben. Sie gestattet dem Zehentpflichtigen nicht, mit dem Seinigen nach beßerem Ermeßen zu schalten und zu walten, indem er, bey jeder Abweichung vom Herkömmlichen, die Einsprache und den förmlichen Protest des Zehentberechtigten zu erwarten hat.

Der Naturalbezug des Zehentens ist fast in eben dem Grade Culturbeschränkung, als es die Ausübung des unbeschränkten Triftrechts ist — und die Verwandlung desselben in ein beliebiges Surrogat, ist ebensowohl Anforderung der Cultur — als es die Aufhebung des unbeschränkten Triftrechts ist.

Alles in Allem fordert zur Verwandlung dieser Abgabe in ein Surrogat auf.

Sowohl die höheren Grundsätze der Staats- und Landwirthschaft, als die Regeln der Klugheit, Vernunft und Billigkeit, und was sonst noch in den Anforderungen der Zeit dazu auffordert!

Selbst der Zehentberechtigte wird, durch einen wohlverstandenen Wirthschaftsgeist, dazu aufgefordert, in so fern die Intrade, aus dem Naturalzehentbezug, unter die Rubrik der unzuverläßigen Gefälle gehört, auf welche man nicht mit voller Sicherheit und Gewißheit Rech-

nung machen kann; ferner durch staatswirthschaftliche Rücksichten, in so fern diese Intrade unter die Rubrik der Abgaben gehört, die um so weniger Empfehlung verdienen, als schon die Art und Weise ihrer Erhebung, Kultur hindernd und störend in das Eigenthum eingreift; und endlich durch politische Gründe, in so fern diese Intrade in der Ausübung eines Rechtes besteht, welches dem diesseitigen Rheinbewohner verhaßt ist, weil es der Ueberrheiner ganz und gar nicht mehr kennt.

„Daß die Franzosen so wohlfeilen Kaufs, zu diesem köstlichen Gut, nehmlich zur Freyheit ihres Bodens gekommen sind, das wird man in Deutschland noch lange in der Vergleichung bitter genug fühlen. Wiewohl Deutschlands Kräfte sich hierinn wohl nimmermehr mit Frankreichs Kräften meßen können.“

Die Revolution der politischen Welt dehnt sich meist auch auf die Gewerbtreibende aus. Indem der Neufranke alle die dem allgemeinen Besten zuwiderlaufenden Privilegien und Usurpationen bekämpfte, suchte er zugleich auch die Grundpfeiler des Feudalsystems zu untergraben.

Des Zehentberechtigten eigenes Interesse fordert ihn (wie schon gesagt) dazu auf, sich, in dieser Hinsicht, der guten Sache zuvorkommend hinzugeben, und zeichnet seine Weigerung, als einen offenbaren Mißgriff in die gesunde Politik aus.

Zwar gehen in manchen Provinzen Deutschlands, die Zehentverordnungen von jenen irrigen canonischen Grundsäzen der Divinität und Spiritualität der Zehenten aus: Allein man sieht es heutigen Tages überzeugend ein, daß die von den Canonisten den Zehenten ehedem beygelegte Divinität und Spiritualität ein merum inventum Canonistarum ist. Man erkennt in unsern Zeiten die Erhebung der Zehenten allgemein für das an, was sie wirklich ist: Ein Institutum mere humanum. Hieraus ergiebt sich die natürliche Schlußfolge, daß alles, was auf die falsche und irrige Lehre der Divinität und Spiritualität gebaut ist, und alle Folgerungen, welche daraus hergeleitet worden sind, von selbst wegfallen, dergestalt, daß es in der unbezweifelten und unbestreitbaren Willkühr jedes Zehentberechtigten liegt, mit dem Zehentleidenden zu contrahieren, und sich von solchem, für diese Naturalintrade auf irgend eine beliebige Weiße entschädigen zu lassen.

Das gesammte Zehentwesen hat, während dem Zeitverlauf seiner Existenz, schon mancherlei große Veränderungen, durch geläuterte Begriffe und erweiterte Kenntnisse der Menschen, erlitten. Diese Veränderungen, welchen das gesamte Zehentwesen, seit seiner Entstehungsperiode bis in unsere Zeiten, schon unterworfen war, berechtigen zur Hoffnung: Daß es auch vollends noch zur Ausgleichung des Na-

turalzehenten's, gegen ein auszufindendes Surrogat, kommen wird.

Seit Einführung des Zehentwesens in der Christenheit sind viele Jahrhunderte verflossen, welche viele und mannigfaltige Veränderungen in demselben bewirkt haben. Man kann daher, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, nicht auf jene Zeiten allein mehr zurücksehen, sondern man muß vielmehr, der Vernunft und Billigkeit gemäs, auf die veränderte Gegenwart, Zeit genaue Rücksicht nehmen.

Den Zehentbezug in Natura, der Aufnahmeder Landeskultur unter zu ordnen — ist Forderung der Zeit.

Mag auch die Lösung dieser Aufgabe mit Schwierigkeiten verbunden seyn (denn nichts kömmt so schwer auf, als das Gute!) so wird doch sich jeder human und patriotisch gesinnte Zehentberechtigte, um so mehr zu dieser Reform hingeben, als das Princip, einer zur Nothwendigkeit gewordenen Umformung des landwirthschaftlichen Gebildes nach den Bedürfnißen der Zeit — die Oberhand gewonnen, und der Anhänger unzählige erworben hat, denen sie unvermeidlich scheint. Und was einmal zur allgemeinen Ansicht geworden ist, hat — vermöge seiner Allgemeinheit — überwiegendes Gewicht.

„Unter Pipin und Karl dem Großen setzte die christliche Priesterschaft die Einführung des Zehenten's in Deutschland durch. Was aber in Aegypten und im allen Persien natürlich war,

was mit der Staatsverfassung und Staatsreligion der Juden, vielleicht nothwendig zusammenhieng; das konnte wohl im achten Jahrhundert unserer Area noch mit einem Schein von Nützlichkeit eingeführt werden, mußte aber im Verlauf der Zeit um so nachtheiliger wirken, je mehr der Ackerbau und die Geldverfassung emporkommen, und als unentbehrlich sich festsetzten.*)"

Das Problem, den Naturalzehenten, ohne Beeinträchtigung des Zehentherren, und zum Vortheile der Zehentpflichtigen, abzulößen, ist, — durch ein praktisches Beyspiel im Oesterreichischen Staate, auf eine sehr befriedigende Weise gelößt —

Der dem ökonomischen Publikum, aus seinen Schriften, rühmlichst bekannte Ritter von Ehrenfels, kaufte nemlich, im Jahre 1794 von der Nieder-Oestreichischen Staats-Güter-Administration, die im Viertel Unterwienerwald, gelegenen Körner- und Weinzehenten zu Wolfing und Piesting.

Hierauf vertheilte er sie an die einzelnen Grundbesitzer auf ewige Zeiten, so, daß er sein Kapital mit zwanzig pr. Cent Gewinnst heraus bekam, und die gesammten nun vom Zehenten befreyten Gutsbesitzer ihn als ihren großen Wohlthäter verehren, und ihm darüber den Beweis vor öffentlichem Gerichte ablegten, indem sie Folgendes zu Protokoll gaben:

---

*) Siehe: Keßlers Abgaben-Kunde. Tübingen bey Laupp.

„Besagte Gemeinden erscheinen, durch ihre Richter und erklären, daß der Wohlgeborne Herr Joseph Michael Ritter von Ehrenfels dadurch, daß er, mit Aufopferung seines Privat-Vortheils, das ihm zustehend gewesene Natural-Zehent-Recht in der Gegend von Wöllersdorff im Niederösterreichischen Viertel unter Wienerwald, bis Prüsching, in einer Strecke von vier Stunden Länge, vor bereits acht Jahren, einigen hundert Grundeigenthümern um einen äußerst billigen Preiß für ewige Zeiten habe abolieren lassen — ihren Grundbesitzern für sie und alle ihre Nachkommen, eine unschätzbare Wohlthat erzeigt und durch selbe ihnen merklich geholfen habe, die schweren Lasten der Kriege mit all' ihren Folgen zu ertragen. Indem sie Gemeinden und Grundbesitzer gemeldeten Herrn Joseph Michael Ritter von Ehrenfels ihren unvergeßlichen Dank zu versichern bitten, wünschen sie zugleich, daß die löbliche Herrschaft Hornstein sich bey selben verwenden wolle, jenen wenigen Grundbesitzern, die zur Zeit der eingeleiteten Abolition aus Unkunde des großen Vortheils, selbe zu erlangen versäumt haben, die besagte Wohlthat ebenfalls angedeihen zu lassen u. s. w."

Desgleichen hat die Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle, in ihrem vorjährigen Jahrsbericht, die Aufhebung des Naturalzehenten, welche zwischen dem Herrn von dem Busche

und den Bauern zu Rethmar zu Stande gekommen, als eine überaus vortheilhafte und zugleich sehr rühmliche Sache erwähnt, und dem Gutsherrn zwey silberne Medaillen, und dem Dorfe, welches sich nach dieser Aufhebung des Natural-Zehenten sehr emporgeschwungen und verbessert hat, einen silbernen Abendmahl-Kelch bewilligt.

Erwägt man vollends, wie hoch unserem Gouvernement der Einzug und überhaupt die kostspielige Administration seiner so beträchtlichen Zehenten zu stehen kömmt: So vermag man nicht zu begreifen, wie es möglich ist, daß man nicht längst, von Seiten der Staats-Oekonomie, darauf verfallen ist, mit dem guten Beyspiel — welches in solchen Fällen von oben herab zu erwarten steht! — voraus zu gehen, und die Naturalzehentleistung in ein angemessenes Surrogat zu verwandeln.

Würde die derartige Erhebung dieser Abgabe in ein Surrogat verwandelt, so könnte füglich bey unserer Cameraladministration eine halbe Million erspahrt, und diese halbe Million den Unterthanen, bey der Ablösung zu gute gerechnet werden.

Beyde Contrahenten würden ein Nahmhaftes und die öffentliche Moralität am meisten dabei gewinnen! Man weiß ja, wie groß die Versuchung zu Zehentdefraudationen ist! Man weiß, wie der Zehenten, Haß, Neid, Eifersucht und Proceße aufregen, und wie

schon mancher Zehentpächter, durch seinen Pacht zum unordentlichen Hauswirth geworden, dem Prahlen, Zechen, Gewaltausüben und Faullenzen mehr am Herzen liegt, als arbeiten.

Und auf die Einrichtung der Naturalbesoldungen macht die Aufhebung des Naturalzehenten durchaus keine nachtheilige Rückwirkung: Denn wer Naturalbesoldung anzusprechen hat, wird sie gern mit Geldbesoldung vertauschen, wenn nur das Aequivalent der Naturalien an Geld, mit dem Steigen und Fallen der Naturalien gleichen Schritt hält.

Und was endlich die Besorgniß anlangt, als würde sich selbst der Unterthan, der einmal an die Naturalabgabe gewöhnt sey, ungern zu dieser Reform verstehen, indem er viel zu sehr Gewohnheitsmensch sey, und zugleich einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Geld-Prästationen hege, — diese Besorgniß ist durchaus ungegründet!

Der Bauer läßt sich weit leichter über sein wahres Interesse aufklären, als man es von Seiten der oberen Behörden glaubt. Es kömmt blos darauf an, wie man ihm die Sache vorstellt, und von wannen diese Vorstellung kömmt. Und ist es ihm zu verdenken, wenn ihm gewißer Maaßen alles ohne Unterschied Verdacht einflößt, was ihm daher kömmt, woher, seines Denkens, immer nur Jagd auf seinen Beutel gemacht wird? die Ursache seines Mißtrauens kömmt daher, weil ihm so zu

sagen kein anderer Laut zu Ohren kömmt, als: Gieb Geld! oder: das ist verbothen! Und weil er immer des Motto's eingedenk ist: De corio tuo luditur.

Es kömmt nur darauf an, dem gemeinen Manne Vertrauen in die Sache beizubringen; das heißt, ihm einen zuversichtlichen Glauben an die Rechtsbeständigkeit einer solchen Ablösung einzuflößen; ihn sicher zu stellen, daß nicht etwa ein rechtloser Zustand wiederkehren, in welchem ihm der Zehenten, den er itzt abgelößt, wieder aufgehalst werde. Im Wesentlichen ist jeder Bauer mit uns einverstanden, und, gleich uns, von der lebhaften Ueberzeugung der Nothwendigkeit und des großen Vortheils dieser Reform durchdrungen.

Man höre die Ueberrheiner über dieses Capitel! Und unsere Landsleute sind eben so einsichtsvoll, und eben so auf ihren Nutzen bedacht, wie jene.

Der Zeitpunkt scheint vorhanden, wo längst entworfene Plane, zur Verbesserung unserer deutschen Landwirthschaft, der Ausführung nahe sind. Wenigstens ist der Zeitpunkt der höchsten Noth vorhanden, den Grund und Boden, durch seine Entfeßlung von widernatürlichen Banden, zu höherem Ertrag zu bringen: Denn in der beschränkten Benutzung des Grundeigenthums, liegt die offenbare Unmöglichkeit für jeden Landwirth, sich von den erlittenen

Drangsalen der vergangenen Zeit erholen, und je wieder zu Kräften gelangen zu können. —

Es giebt Epochen in der Geschichte der Menschheit, (so drückte sich ohnlängst jemand aus) worinnen sich eine gewisse Sehnsucht nach wichtigen Veränderungen, ein inneres Drängen und Treiben, sey es nach Verbesserung körperlicher Existenz, wie zu den Zeiten der grossen Völkerwanderungen, oder zu Befriedigung höherer Bedürfnisse, wie unmittelbar vor der Reformation, auf eine unverkennbare Weise äussert.

Eine ähnliche Epoche scheint auch für die itzt lebende europäische Menschheit entstanden zu seyn. Wie durch Inspiration getrieben, sahen wir vor Jahr und Tag viele Tausende, beynahe gleichzeitig, aus verschiedenen europäischen Ländern ihr Vaterland verlassen, und ihrem Triebe nach entfernten Gegenden folgen, der sich fast allgemein in der Begierde nach Verbesserung ihres ökonomischen Zustandes ausspricht. Es ist eine Sehnsucht nach einer, von keinen Fesseln belasteten Gewerbs- und Industrie-Freyheit, wie sie nur in fernen Ländern statt findet.

Den Ackerbau von seinen vielfachen Banden entfesseln — ist Anforderung der Zeit.

Freye und ungehinderte Benutzung des Grund-Eigenthums, nach höheren landwirthschaftlichen Principien, ist der Wunsch, der in

Aller Herzen glüht, wo sich arbeitsame Hände erheben.

Der Zehent Bezug in Natura ist in der Zahl dieser Fesseln und Banden mit innbegriffen.

Der Staat sollte um so mehr mit dem guten Beyspiele hier vorgehen, und die Ablösung des Naturalzehentens durch irgend ein Surrogat versuchen — als es die Erfahrung hinlänglich bethätigt: daß alle Gewerbs- und landwirthschaftliche Administrationen, welcher Art sie auch immerhin seyn mögen, an Einträglichkeit verlieren, sobald sich der Staat damit befaßt. Es geht damit, wie mit dem Handel und Wandel in rein merkantilischer Hinsicht, der am besten in den Händen der Privaten, und durch Freyheit belebt, gedeiht: denn, wenn gleich die Maasregeln der Regierung noch so sehr in's Grosse gehen, so kann doch niemals die Administration dabey so wohlfeil bestritten und die Sache selbst so zweckgemäß behandelt werden, wie dies Privatleute ausführen können, die nicht, wie die Staatsbeamten, unter höheren Befehlen stehen, verantwortlich sind, und alle ihre Handlungen nach der eingeführten Form und Ordnung des Geschäfts-Ganges und der bestehenden Controlen einrichten müssen. Der Privatmann hat sich schon auf eigene Gefahr entschlossen, er hat schon gehandelt, wenn jene erst anfragen müssen,

ob

ob sie handeln dürfen; indeß oft der günstige Augenblick vorüber ist, und auf jeden Fall der reine Ertrag, im langwierigen Verzug auf schleppenden Geschäftsgang, durch angehäufte Diäten und Nebenkosten, verschlungen wird. Dem sey nun, wie ihm wolle; so verträgt sich eben eine zweckgemäß eingerichtete Wechselwirthschaft eben so wenig mit der Zehent-Pflichtigkeit, als mit Trift-Belastungen!

Ueberdieß ist das System der Dreyfelder-Wirthschaft, bey unserer ausserordentlichen Bevölkerung, noch verwerflicher, als solches, seiner Natur nach, an und vor sich schon ist.

Wenn mit zunehmender Bevölkerung die Erweiterung und Vervollkommnung der Landwirthschaft nicht gleichmäßig förtschreitet — so steht eine solche progressive Bevölkerung im offenbaren Mißverhältniß mit dem unverrückten Zustande der Cultur.

Die Vermehrung der Menschen verleihet zwar allen Röhren des ganzen Staats-Körpers Kräfte zu einem neuen Leben, wenn man nehmlich, in landwirthschaftlicher Hinsicht, nicht da stehen bleibt, wo man vor Jahrhunderten stand, als die Menschenzahl noch weit geringer war. Nur dann bringt größere Bevölkerung dem Staate grösseren Vortheil — nicht aber bey unverrüktem Zustande der Landeskultur!!

Die Gegenwart ist anders gestaltet, als es die Vergangenheit war. Jenes gewohnte landwirthschaftliche Verfahren der Vorzeit, entspricht den heutigen Verhältnissen nicht mehr. Die Fehler, welche wir mit unserem Ackersystem von unseren Vorfahren übernommen haben, machen die Hindernisse aus, welche unserem Streben, (den höchst möglichsten Ertrag aus unseren Grundstücken zu ziehen) entgegen wirken.

Nicht die blose Menschenzahl, sondern die Summe ihrer zum Besten des Staats gebrauchten Kräfte, vermehrt den Reichthum des Landes. Nur solche Anbauer werden nützlich, die sich selbst zu ernähren im Stande sind, wogegen sie in schädliche Mitglieder ausarten, wenn ihr Erwerb und Unterhalt, nur Abzug und Erwerb des Erwerbes und Unterhaltes des alten Stammes der Landeseinwohner wird.

Die Macht eines Agricultur-Staats, (und dieß ist Würtemberg im eigentlichen oder vielmehr im ausgedehnten Sinne des Wortes genommen!) gründet sich auf Vermehrung der Unterthanen, die durch Ackerbau ihre Nahrung finden.

Bey einer Bevölkerung, wie es die unsrige ist, muß die eigentliche Gartenkultur auf die Feldwirthschaft übergetragen, und der Boden unter Umstände gesetzt werden, seine Früchte unter der Erde, auf der Oberfläche und in der

Luft, immerwährend, und ohnbeschadet der Zukunft abzugeben.

Bey einer solchen Bevölkerung muß das Geheimniß erlernt werden, auf wenig Feldern viel zu erndten, anstatt dem Schlendrian zu fröhnen, und mit karger Düngung auf vielen Feldern wenig zu erndten. Dieß Geheimniß, auf einer kleineren Fläche eben so viel zu erzielen, wie die Dreyfelder-Wirthschaft auf einer grösseren, lehrt das angeführte Beyspiel der Wechselwirthschaft in Nieder-Elsaß.

Die Cantone von Brumath, Hausbergen, Hochfelden, Sulz und Candel, wo die Wechselwirthschaft seit undenklichen Zeiten allgemein eingeführt ist, haben weniger Wiesen, und weniger (fast keine) Weiden, als die, wo Dreyfelderwirthschaft gebräuchlich ist, und halten dennoch mehr Vieh (aber freylich auf dem Stalle); bauen mehr Handels- und Futter-Gewächse, haben beständig reine Felder und hinreichenden Dünger, und leiden keineswegs Mangel an Getreide. —

Bey einer solchen Bevölkerung muß der Spaten, dessen Gebrauch so vorzüglich bey den Alten geschätzt wurde, zu grösserem Ansehen erhoben und seine Anwendung möglichst erleichtert und allgemein verbreitet werden. Einmal gut gegraben mit dem Spaten ist besser, als dreymal ackern, denn durch den Pflug wird das Erdreich nicht in so kleine Theile zertheilt, wie

durch den Spaten, weil der mit lezterem Arbeitende, wenn er eine Erdscholle in die Höhe gehoben, sie nach dem Umwenden, mit der Schneide seines Werkzeuges, ganz klar zerstechen kann. Die Fruchtbarkeit unserer Gärten beruht zum Theil auf ihm. Nicht, als ob der Spate dem Pfluge beym Ackerbau im Grossen vorzuziehen sey; wohl aber ist er allenthalben zu empfehlen, wo er füglich angewendet werden kann, weil ein gegrabenes Feld beynahe das Gedoppelte von einem gepflügten giebt. Man bestelle ein Feld blos mit dem Spaten und der Egge, und ein anderes, von gleicher Grösse und Beschaffenheit mit dem Pfluge, vergleiche den Ertrag von beyden, und man wird finden, wie viel ersteres mehr giebt. Man dehne den Gebrauch des Spatens mehr aus, und in kurzem wird man Aecker, die bisher sparsam lohnten, fruchtbar werden sehen.

Bey einer solchen Bevölkerung, ist es gedoppelte Verpflichtung, jeden im Staate, der Grund und Boden besitzt, unter Umstände zu setzen, seiner Verpflichtung als Staats-Bürger, und den Anforderungen, welche die politische Oekonomie an ihn macht, Genüge zu leisten, das heißt, zur höheren Cultur mitwirken, um der Oberfläche der Erde, durch die beste Bearbeitung, den möglichst höchsten Ertrag abgewinnen zu könenn.

Alle Erzeugnisse, die zum Menschen-Leben gehören, müssen möglichst vervielfältigt,

Viehzucht und Getreide und Futterbau, zur Vermehrung des Staats-Reichthumes, mit Sorgfalt ungehindert betrieben, und das Ganze der Landwirthschaft, durch fortwährende Thätigkeit, in blühenden Zustand gebracht werden können.

Der Landwirth muß aus dem beschränkten Zustand seiner Dreyfelder-Wirthschaft heraustreten, und zur Wechselwirthschaft und zu jeder Verbesserung schreiten können, die ihm die Natur seines Bodens und seiner Verhältnisse gestattet.

Nur dadurch wird ein Land, bey völliger Freyheit des Privathandels, am sichersten gegen Mangel und Theuerung geschützt. Der steigende Geldwerth der Güther, ist kein wirklicher Vortheil für den Staat, wenn nicht zugleich verhältnißmäsig der innere Werth derselben verbessert, und das nutzbare Eigenthum vermehrt wird.

Unsere Bevölkerung wirkt als mächtige Potenz auf den hohen Preiß der Güther-Stücke. In eben der Progression, als jene zunimmt, wird auch, so lange irgend ein scheinbarer Nachhalt der Baarschaft vorhanden ist, die Erhöhung der Preiße zunehmen: denn die Concurrenz der Liebhaber steigert den Preiß der Waare.

Dem allgemeinen Nothstand, der die Folge wichtiger Zeit-Ereignisse ist, kann einzig nur durch Verbesserung des Ackerbaues abge-

holfen, und diese Verbesserung einzig nur, durch Entfesselung des Grund-Eigenthums von seinen vielfachen lästigen Banden bewirkt werden.

Jede Cultur-Beschränkung wird dem gewerbsamen Bürger im Agriculturstaate, bey einer zunehmenden Bevölkerung, ein Motiv zur Auswanderung.

Wo man den Blik hinwendet, stößt das Auge auf landwirthschaftliche Gebrechen, deren Grund entweder, im verhaßten Systeme unserer Dreifelderwirthschaft, oder in verwahrloster landwirthschaftlicher Polizey liegt.

Diese Cultur-Beschränkungen sind die Unheil bringenden Quellen, in welchen der Schlüssel zu dem unbegreiflichen Räthsel, unseres so niedrigen Cultur-Zustandes, bey der Fruchtbarkeit unseres Bodens und dem Fleiße seiner Bewohner gefunden wird.

Es verhält sich mit dem Landbau, wie mit der Erziehung. Von jeher hatte man Kinder zu erziehen, und Grundstücke nuzbar anzuwenden, und von jeher gab es herkömmliche Verfahrungsarten in beyden Künsten. Der nicht beachtete Unterschied der Gewohnheitshandlungen von denen, die es nicht sind, besteht darin, daß wir jene ohne Ueberlegung vornehmen, während zu dem, was man aus freier Wahl thut, Nachdenken erforderlich ist. Was man aus Herkommen thut, kann gleichsam nicht vervollkommnet werden, weil es nicht

möglich ist, über das nachzudenken, was, seinem Wesen nach, ohne Ueberlegung geschieht.

Dinge, die man gut oder schlecht thun muß, weil man sie nothwendig thun muß, werden oft am spätesten vervollkommt, weil bey ihnen die hergebrachte Gewohnheit herrscht. Man hat sich ein bestimmtes Verfahren zu eigen gemacht, und will kein anderes zulassen weil man in dem Wahne steht, daß dasjenige wohlgethan sey, was man von jeher gethan hat, und solcher Weise fühlt man auch die Nothwendigkeit nicht, es besser oder anders zu thun; dergestalt, daß Verrichtungen, an deren guten Besorgung unendlich viel liegt, welche die nothwendigsten für das Leben sind, schon aus dem Grunde, weil man sie zu aller Zeit auf eine gleiche Weise vorgenommen hat, am allerspätesten Gegenstände des Nachdenkens werden.

Wir leben in landwirthschaftlicher Hinsicht, zwar nicht in dem Zustande der Kindheit: Aber wir könnten und sollten weiter vorgerükt seyn, als wir es wirklich sind! Unsere Landwirthschaft befindet sich gleichsam in einem gehemmten Zustande, der kein Emporblühen, kein Vorwärtsschreiten gestattet. Unsere Cultur steht, seit ewigen Zeiten, auf einem unverrükten Standpunkte, wie ohne Bewegung und Schwungkraft.

Der uneingeschränkte Weidgang — dieß mächtige Hinderniß aller landwirthschaftlichen

Betriebsamkeit, dieser Todfeind aller Industrie, diese erste und vorzüglichste aller Culturbeschränkungen! — der uneingeschränkte Weidgang ist es vorzüglich, der den so betriebsamen würtembergischen Landmann in die sklavischen Fesseln der Abhängigkeit schmiedet, seine Thatkraft lähmt, und ihm Schlendrian und Observanz zur gesezlichen Norm seines Verfahrens macht. Er kann und darf seine Wirthschaft nicht nach geläuterten ökonomischen Grundsäzen betreiben. Er muß Braache halten! Muß der Dreyfelderwirthschaft huldigen! Muß, gegen bessere Einsicht, dem Schlendrian fröhnen und sich der Observanz unterwerfen. Er kann und darf den Anbau der Futter-Kräuter, ohne welchen der höchst möglichste Ertrag aus den Grundstüken undenkbar ist, nicht, wie er möchte, kultiviren. Er muß sich dem uralten Gebrauche fügen! die Hände sind ihm dermassen durch den Trift-Zehent und Dreyfelderzwang gebunden, daß er nirgend kann, wie er will; sondern immer wollen muß, wie er kann. Nach einem der goldnen pythagoräischen Spruche, wohnt das Wollen bey dem Müssen. Sind ja beyde, (sagt Pythagoras) das Sollen und Können, so nahe verwandt.

Jede Beschränkung des Eigenthums, sezt den Werth desselben herab, indem sie die vielfältige Benuzung desselben und seine Melioration verhindert. So, wie der Kaufmann ungebundene Hände haben muß, sein Kapital nach Belieben

umzusetzen, wenn er anders gute Geschäfte machen, und sich in seinem Fache aufschwingen soll! eben so muß auch der Landwirth ungebundene Hände haben, sein liegendes Grundeigenthum nach Gefallen zu benutzen, wenn er anders den höchst möglichsten Ertrag daraus ziehen, und — bey seiner mühsamen Handthierung — auf einen grünen Zweig kommen soll! Je freyer und unbeschränkter die Benutzung des Grundeigenthums ist — desto ergiebiger ist seine Nutznießung; desto größer der reine Ertrag, der das eigenthümliche und lezte Ziel des wahren Oekonomen ist. —

Es läßt sich wohl keine einfachere Wirthschafts-Maxime aufstellen, als jene ist, welche die Wiedertäufer, bey ihrem ausgedehnten landwirthschaftlichen Gewerbe, befolgen: Nehmlich die Hälfte des Erlößes aus dem Viehstande, und die andere Hälfte aus dem Feldbau zu nehmen. Plan und faßlich, schlicht und einfach, (wie es der Landmann im Durchschnitt selbst ist) ist auch diese Wirthschafts-Maxime. Je einfacher aber die Principien sind, von welchen man, in landwirthschaftlicher Hinsicht ausgeht, desto allgemein faßlicher und einleuchtender sind sie, und verleiten um so weniger zu Mißgriffen.

Die Befolgung dieser Maxime, führt zu einzig richtigem Verhältniß, zwischen Getreide- und Futterbau; welches Verhältniß einzig nur auf ein ersprießliches Wirthschaftsresultat hinführt. Denn die Landwirthschaft beruht, in

ihren Grund-Besten, auf zwey Haupt-Pfeilern, sie heißen: Erzeugniß der Produkte, und Erzeugniß der Produktmittel. Dieß sind die beiden Pole, um welche sich in der Oeconomie alles dreht. Ohne Erzeugniß der Produktmittel, keine Produkte! Und ohne Produkte, kein Erlöß! Dung ist die Seele des Ackerbaues, so wie der Erlös in klingender Münze, der Nervus rerum gerendarum ist!

Der Regierungen höchstes Interesse erheischt, die Gesammt-Zahl aller Landwirthe im Staate unter Umstände zu setzen, obige einfache Wirthschafts-Maxime in ihrem vollen Umfange, ungehindert und pünktlich befolgen zu können.

Das Mittel zum Zwek ist: Hinwegräumung des im Wege stehenden Hindernisses. Was es auch für Schwierigkeiten damit haben, und was es auch kosten möge — es bleibt kein anderes Mittel übrig! Die Triftgerechtigkeit muß (wo die Oertlichkeit nicht selbst nach höheren Wirthschaftsprincipien ein Anderes gebiethet) gegen billige Entschädigungen, dahin beschränkt werden, wohin zweckgemäße Benützung der Grundstücke diese Beschränkung nöthig macht.

Allenthalben haben sich sowohl Privatökonomen als Kameralisten von der unvermeidlichen Nothwendigkeit überzeugt, gegenwärtig allen nur möglichen Fleiß und Aufmerksamkeit auf die Oekonomie verwenden zu müssen. Die

erfahrendsten Lehrer, so wohl der Oekonomie als des Kameralwesens, stimmen einmüthig darin überein, daß aus keiner Quelle grösserer Reichthum zu dem Staatsvermögen fliesse, als aus dem Ackerbau und der Viehzucht; weswegen man izt, bey allgemeiner Erschöpfung, vorzüglich dahin arbeiten müsse, daß beyde mehr und mehr befördert würden. Nichts führt aber so zuverlässig und so Schnur gerade zu diesem Zweck — als die möglichste Beseitigung der so vielfachen Cultur-Beschränkungen, und unter solchen namentlich und hauptsächlich, die Abschaffung der uneingeschränkten Trift und Weide.

Erhebt sich doch, nach authentischen Berichten, izt sogar in Spanien die Stimme der Weide-Eigenthümer immer lauter, gegen die ausübenden Rechte und Privilegien der Heerdenbesitzer und gegen die Ungerechtigkeit, ihre liegenden Gründe, zu Gunsten der Heerden Besitzer, als Weideland liegen lassen, und solcher Weise die Cultur ihrer Felder, um einen unverhältnißmässigen Pachtzins, vernichten lassen zu müssen! Sind doch wirklich, zur Zeit der französischen Invasion, bei aufgelößter aller Regierung, die zwischen Weiden und Heerdeneigenthümern bestandenen Contrakte aufgehoben und bald nach Errichtung der Cortes alle diese Privilegien, zu Gunsten der Grundeigenthümer, durch das Patent vom 8. Juni 1813 ausser Kraft gesetzt worden; dergestalt, daß jeder Grundeigenthümer, in seinem Eigenthums-

rechte geschüzt, sogleich ansehnliche Strecken des Weidelandes in Weizen- und Kornfelder verwandelte.

Ob nun schon das jezige Gouvernement, nach Aufhebung der Cortes, die Heerdenbesizer wieder in ihre verlohrnen Rechte zu sezen suchte, so sieht es die Unmöglichkeit, damit zu Stande kommen, dennoch immer mehr und mehr ein: Denn die Grundeigenthümer fahren fort, ihre liegenden Gründe zu bebauen, und fordern von den Weidebesitzern einen Pachtzins nach Verhältniß ihrer bisherigen Nutzniesung.

Man sieht daher selbst in Spanien das Bedürfniß einer allgemeinen Reform ein: Obgleich über die Art derselben, ihre Gränzen, und ihre Vollziehung wozu der Beystand der Regierung vor allem nothwendig wird, die Ansichten noch sehr getheilt und viele Schwierigkeiten im Wege sind.

Unter den vornehmsten Heerden-Eigenthümern sollen schon sehr ernste Berathungen über diesen Gegenstand statt gehabt, und sogar einige dieser Herren selbst in Vorschlag gebracht haben, das System anderer Staaten Europa's einzuschlagen, nehmlich: einen grossen Theil ihres Weidelandes in Wiesen zu verwandeln, durch künstliche Benutzung derselben sich den nöthigen Futtervorrath zu verschaffen, zur Unterbringung ihres Schaafviehes offene Ställe zu errichten, ihre Heerden in Verhältniß mit ihren Grundstücken zusetzen, u. s. w.

Aber, so wie es überall Gegner des Guten und Feinde jeder Neuerung giebt, die von ihren Gewohnheiten nicht abgehen und ihre eigenen Vortheile nicht einsehen wollen, so sollen sich auch hier Widersacher in Menge eingefunden, besonders sollen sich die Schäfer dawider aufgelehnt und erklärt haben, lieber ihre Dienste verlassen und ihr Gewerbe ganz aufgeben zu wollen, als daß sie sich entschliessen könnten, diesen Neuerungen zu folgen.

Indeß meint man doch, daß dieses die grösseren mit dem Geiste der Zeit fortschreitenden Schäfereybesitzer nicht abschrecken und von ihrem Vorhaben abhalten würde, weil sie wohl einsehen, daß sie bey Fortsetzung des alten Systems ihr Capital auf schlechte Procente angelegt hätten, und daß am Ende doch das Gouvernement das Allgemeine Beste in's Auge fassen, und — um den Landmann in der Cultur seiner Felder zu begünstigen — die Vortheile einzelner Schaafeigenthümer hintansetzen werde.

Diese authentische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Schaafzucht in Spanien *) giebt jedem denkenden Landwirthe und Cameralisten sehr deutliche und aufklärende Winke.

Es giebt kein anderes Mittel, die Landeskultur zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, als zunächst und vor allem

*) s. ökonomische Neuigkeiten von Andree. Prag Calvische Buchhandlung. Januarheft 1818.

andern, die möglichste Beschränkung der Weide. Dieß allein ist das geeignete Mittel zum Zwek! Was auch der Staat für andere Maasregeln einschlägt, so sind es nicht die ohnfehlbaren, sondern immer nur halbe Maasregeln, die, als solche, unzureichend bleiben.

Nur die Regierung vermag auf eine kraftvolle Weise zur eigentlichen Verbesserung des Ackerbaues zu wirken. Und in der Verbesserung desselben liegt bey uns, und in ganz Deutschland, die Hülfe für alle Zukunft.

Die Fruchtbarkeit unseres Bodens ist vorzüglich; und die Bearbeiter desselben vereinigen die Hauptpotenzen in sich, durch welche die Landwirthschaft gehoben wird: Fleiß und Ausdauer.

Unser Vaterland, im Besiz von einer unerschöpflichen Hülfs-Quelle in seinem Boden, vermag es vor andern Staaten, dem Felde unermeßliche Schäze abzugewinnen, die jedoch so lange in demselben vergraben bleiben, als der Wirkungskreis unseres Landmanns so beschränkt, und der Druk, des Huth-Zehent-und Dreyfelderzwangs, auf unserem landwirthschaftlichen Gewerbe lasten bleibt.

Es fehlt uns an jener Freyheit, die der Landwirthschaft die Seele der Vollkommenheit einhaucht, und das Siegel der Vollendung aufdrükt, und ohne welche der bewährteste Landwirth nichts auszurichten vermag, als — eitel Stükwerk. Man braucht unsere Cultur-Kräfte

nicht zu vervielfältigen; man braucht sie nur vom fremden Einfluß zu befreien, das heißt, von den Banden zu entfesseln, die ihre freye Wirksamkeit beschränken.

Jener Druk des Hut=Zehent= und Dreyfelderzwangs, lastet mit Zentnergewicht auf der Landwirthschaft, und kettet jeden Landwirth an die Geleerenbank des Schlendrians und Observanz vest.

Der Landmann hängt sehr oft nur aus Unvermögenheit und weil er es eben nicht zu ändern vermag, an hergebrachten Gebräuchen, und hat in vielen Fällen, wenn auch keinen klaren Begriff von dem Besseren, doch ein dunkles Gefühl davon. Zuverlässig stimmt ohne Unterschied jeder denkende Bauersmann in den Satz mit ein: daß, ohne Befreyung des Grundeigenthums von seinen vielfachen lästigen Banden, nimmermehr an die höchst möglichste Benutzung desselben zu denken ist.

Zwar ist die Ausführbarkeit des, zur Beseitigung der hauptsächlichsten Cultur Beschränkung, einzig nur geeigneten Mittels, allerdings mit vielen und grossen Schwierigkeiten verknüpft: Allein, der wohl überlegte, ernste und feste Wille einer humanen und liberalen Regierung, wirkt gleichsam allmächtig! Und sie kann und darf von Einzelnen ein Opfer fordern, wenn es das Wohl von Hunderttausenden erheischt. So wie keine ihrer Anstrengungen, zur Erhöhung der Geistes Cultur, fruchtlos und ohne

alle Folgen bleibt; eben so wenig, und noch weit weniger, bleibt ein ernstes Bemühen, zur Erhöhung der Landes-Cultur, ohne sichtbare Folgen.

Ein Gegenstand, von dessen Berüksichtigung, das Wohl und Wehe der gesamten Landwirthschaft abhängt, ist mit vollem Rechte, ein überaus wichtiger Gegenstand zu nennen. Von dieser Ansicht geleitet und von den grossen Nachtheilen überzeugt, welche die Ausübung der Schaafweide-Berechtigung der Landwirthschaft bringt, sich der Groß-Herzog von Hessen-Darmstadt bereits erklärt, zum Besten seiner Unterthanen in den Fürstenthümern Starkenberg und Hessen, die ihm eigenthümlich zustehend Schaafweideberechtigungen in eine jährliche Grundrente zu verwandeln, welche in Getreide bestimmt werden soll. Wenn die Besitzer des größten Theils der weidepflichtigen Grundstücke in einer Gemarkung, die Verwandlung der Weidepflichtigkeit in einen Grundzins wollen, so sollen auch die übrigen Weidepflichtigen in derselben Markung verbunden seyn, sich diese Verwandlung gefallen zu lassen.

So hat es früher schon die Regierung zu Hannover, einen besondern Gegenstand ihrer auf die allgemeine Landeswohlfarth gerichteten Aufmerksamkeit und landesväterlichen Sorgfalt seyn lassen, nicht nur die Culturverbesserungen überhaupt, sondern in's Besondere diejenige, welche

durch

durch allmählige Aufhebung der, aller besseren Aufnahme der Landes-Oekonomie und Industrie im Wege stehenden schädlichen Gemeinheiten, bewirkt werden kann, auf alle nur thunliche Weise zu befördern und zu begünstigen. —

In allen Staaten Deutschlands wirkt man izt aus allen Kräften dahin, das Ackerleben möglichst zu erheben: Denn es giebt höhere Gebothe für die Staats-Verwaltung, die dem Wohle des Ganzen, jenes des Theiles unterordnen, und die es zur Nothwendigkeit machen, das bisher Bestandene, nicht ferner mehr bestehen zu lassen. Soll der Ackerbau emporkommen, so muß durchgängig freyes Grundeigenthum hergestellt werden.

Wenn, in dieser Hinsicht, wenig noch bey uns geschehen ist, so war gewiß mehr die Gewalt der Umstände, als der Mangel des guten Willens von oben herab die Ursache dessen. Ein Sprüchwort der Türken sagt: Die Uebereilung komme vom Teufel, die bedächtige Langsamkeit hingegen stamme von Gott her. Durch plötzliche Abänderung alter, einem Volke durch lange Dauer eigenthümlich gewordenen Gebräuche wird selten etwas Gutes erzielt. Durch allmäliges Vorschreiten auf beynahe unmerklichem Wege, läßt sich viel eher etwas Gutes zu Stande bringen. Die wichtigsten dabey obwaltenden Schwierigkeiten sind folgende:

a) Anhänglichkeit an gewisse Observanzen und

Rechte, welche besonders abgeneigt macht, in die Sache einzugehen.

Das Gute einer Sache wird nur allzu leicht durch Vorurtheile übersehen. Der Mensch ist und bleibt ein Gewohnheitsthier, und haftet, als solches, unverrückt am Alten.

b) Engherzige Berechnung des persönlichen Interesses, welches sogar da zu verlieren wähnt, wo die größten Vortheile unter dem Anscheine eines Verlustes verborgen sind.

Das Wort **Verlust** ist ein **Popanz** für alle Menschen.

c) Nothwendige Mitwirkung einzelner Individuen, die nur geneigt sind, Hindernisse in den Weg zu legen, und die regste Thätigkeit derer zu lähmen, die alle Einsicht und alle Kraft besitzen, die Sache ex officio zu Stande zu bringen.

Jene aufgestellte Wirthschafts-Maxime der Wiedertäufer, welche die eine Hälfte ihrer Einkünfte, aus dem Futterbau (oder Viehstand), und die andere Hälfte, aus dem Getreidebau nehmen, findet keine volle Anwendung bey uns; insofern unserem Landwirthe die Hände der Maaßen gebunden sind, daß sie weder den Futter-, noch den Getreide-Bau zweckmäßig zu betreiben vermögen.

Der Futterbau ist die Grundlage der gesamten Landwirthschaft, so, wie die gesamte Land-

wirthschaft die Grundlage der allgemeinen Wohlfart ist.

Er enthält eine Dreyfaltigkeit ökonomischer Wesentlichkeiten; er ist

1) die natürlichste und leichteste Benutzung des Bodens;
2) das Mittel, Melk- Schaaf- und Rindvieh ganz, und Zug- und Mast-Vieh zum grossen Theile zu unterhalten; und endlich
3) auch das Mittel, die Grundlage der künstlicheren und erhabeneren Benutzung des Bodens, oder die eigentliche Seele des Ackerbaues, den Dünger zu gewinnen.

Wir wollen jedoch, um nicht weiter auszuholen, als es gegenwärtig unsere Absicht erheischt, hier einzig und ausschließlich nur, mit Uebergehung aller übrigen Futterkräuter, vom Kleebau, als von einem Futterkraute reden, dessen Allgemeinnützigkeit und Vorzüglichkeit, im Vergleich aller übrigen Futterkräuter, wie sie nur immer Namen haben mögen, so allgemein anerkannt ist, daß er allerdings der Lapis Philosophorum in der Oeconomie genannt zu werden verdient, wie ihn der verstorbene Geheimerath Schubert von Kleefeld getauft hat.

Wir sind überhaupt des Dafürhaltens, daß man erst den Anbau der schon bekannten Gewächse, die sich durch vortheilhaften Gebrauch auszeichnen, allgemeiner machen sollte, ehe man die Feldwirthschaft mit mehreren, bisher weniger bekannten bereichern will.

Der Kleebau ist ohnstreitig eines der reichsten Dinge im landwirthschaftlichen Gewerbe.

Unter den Klee Gattungen zeichnen sich vorzüglich, die Luzerne, die Esparsette und der Spanische oder Brabanter Klee aus. Wir beschränken uns auf diese drey Gattungen, als zu unserer gegenwärtigen Absicht vollkommen genügend. Zu einer guten Feldwirthschaft ist nicht erforderlich, vielerley Futterkräuter anzubauen; wenn ein Landwirth sich des Anbaues einiger und zwar der vorzüglichsten befleißigt, worunter diese drey Klee-Arten zu zählen sind, so erzielt er eben dieselben Vortheile, als ihm viele Arten derselben gewähren würden. Jede einzelne dieser drey Gattungen ist dem Landwirthe von größter Wichtigkeit.

Es ist offenbar, daß die meisten Landwirthe, durch den Mangel an Futter gezwungen werden, sich mit weniger Vieh zu begnügen, als ihr Ackerfeld erfordert; da sie gewohnt sind, ihr Vieh meist von dem Futter ihrer natürlichen Wiesen zu ernähren. In den meisten Gegenden ist aber Mangel an natürlichen Wiesen, und die vorhandenen sind öfters noch obendrein sehr unfruchtbar. Daher ist begreiflich, daß der Mangel an Futter zur allgemeinen Klage werden muß. Diesem Mangel abzuhelfen, ist kein besseres Mittel zu empfehlen, als der Kleebau, weil er, grün und dürr, ein nahrhaftes Futter, und dabey sehr ergiebige Erndten liefert. Der Kleebau, als Mittel betrachtet, wo-

durch dem Futtermangel abgeholfen wird, gewährt der Landwirthschaft die größten Vortheile, und ist besonders solchen Gegenden, welche Theils durch die geringe Anzahl ihrer natürlichen Wiesen, Theils durch die Unfruchtbarkeit derselben gezwungen sind, ihren Viehstand mehr einzuschränken, als es ihrem Ackerbau zuträglich ist, von nicht zu berechnendem Vortheil; so wie auf der andern Seite die Beschränkung desselben, von nicht zu berechnendem Nachtheile für die gesamte Landwirthschaft und Landeskultur ist.

Durch den unbeschränkten Anbau des Klee's, ist der Landwirth nicht nur im Stande, sich gegen den Futtermangel zu sichern, sondern er kann auch durch diesen, die Anzahl seines Viehes nach Belieben vermehren, wenn er den Kleebau eben so sehr erweitert, als er seinen Viehstand zu erhöhen gedenkt.

Der Nutzen, welcher dem Landwirthe unmittelbar aus der Viehzucht zufließt, ist von großer Bedeutung, und macht einen beträchtlichen Theil des Gewinnes aus, welchen ihm seine Wirthschaft bringt. Um den höchstmöglichsten Nutzen aus der Viehzucht zu ziehen, ist es nöthig, alle diejenigen Mittel zu ergreiffen, wodurch jener erhalten werden kann; und zu diesen Mitteln gehört vorzüglich — ein unbeschränkter Anbau der Futterkräuter.

Die Vortheile, die ein Landwirth aus der Viehzucht unmittelbar ziehen kann, sind

aber nicht die einzigen; es sind noch andere gleich schäzbare Vortheile mit jenen nothwendig verbunden. Die Viehzucht ist auch in Rüksicht des Getreidebaues wichtig und nothwendig. Dieser kann nur alsdann gut bestehen, wenn jener mit diesem in einem richtigen Verhältniß stehet. Ist der Viehstand eines Landwirthes gegen sein Ackerfeld zu gering, so wird er gewiß, wenn er anders seinen Vortheil versteht, darauf bedacht seyn, denselben zu vermehren und zu vergrössern. Ehe aber der Viehstand vergrössert werden kann, muß man auf Vermehrung des Futters denken, und dazu ist der Kleebau das bewährteste und leichteste Mittel. Will daher ein Landwirth alle die Vortheile geniessen, welche die Viehzucht gewährt, so muß er seine Zuflucht zu dem Kleebau nehmen, wenn ihn Mangel an Futter hindert, seinen Viehstand zwekmäßig einzurichten.

Kurz, der Vortheil, welchen der Kleebau der Landwirthschaft gewährt, ist unnennbar! Alles, was man dagegen einwendet, beruht auf einem irrigen Wahne, der durch veraltete Vorurtheile unterstüzt und begünstigt wird. Daß der Anbau hie und da ohne glüklichen Erfolg und ohne der Erwartung zu entsprechen, geschieht — ist nicht auf Rechnung des Klee's, sondern auf die Unwissenheit oder Unvermögenheit derer zu schieben, die ihn nicht zu behandeln wissen, oder nicht behandeln dürfen, wie sie wollen.

Der Anbau jeder einzelnen Gattung, setzt Bedingungen voraus, von deren Beobachtung das Gelingen oder Mißlingen desselben abhängt.

Jede Gattung führt ihr Eigenthümliches mit sich; jede hat eine abweichende Structur von der andern; jede erheischt eine, ihrer Natur gemässe, Behandlung; einen ihrer Natur gemässen Standpunkt. Von der pünktlichsten Beobachtung dessen, hängt der günstige Erfolg ihres Anbaues, hängt ihr glükliches Gedeihen ab.

Es ist Thatsache, daß der Boden ausserordentlichen Einfluß auf die Qualität der Pflanzen hat; haben doch schon unsere Vorfahren ihre Maasregeln darnach genommen! Wächst doch der Tokayer und Champagner einzig nur in kleinen Bezirken, und wiederum nur von vorzüglicher Güte auf einzelnen Bergen! Liefern doch einzelne Güter, Getreide, welches, dem Scheffel nach, viele Pfunde mehr an Stärke (amylum) ausgiebt, als man sonst aus dem besten Getreide erhalten kann! Kaufen doch aufmerksame Becker das Getreide von gewissen Gütern vorzugsweise, weil es weißer bäckt, und dergleichen mehr! die Teltower Rüben werden nirgend anderswo von gleicher Güte gebaut, so wie die Borstdorfer Aepfel nirgend anderswo von gleichem Geschmacke gefunden werden, als in der Gegend ihres Entstehungsortes, der eigentliche Grund davon, läßt sich freylich nicht mit ma-

thematischer Evidenz erweisen. Genug, daß es so ist! In tausend und abermal tausend Fällen, ist eine genügende Auskunft, wegen des noch so niedern Standpunkts der gesamten Naturwissenschaft, völlig unmöglich. Es ist nun einmal so: Non tellus eadem parit omnia. Vitibus illa convenit, hæc oleis, hac bene farra virent.

Es eröffnet sich nicht leicht für den Botaniker ein weiteres Feld zu interessanten Speculationen, als bey der Untersuchung, der Vorliebe der Pflanzen zu gewissen Stellen. Zuverlässig liegt etwas in dieser oder jener Grundmischung des Bodens, das uns noch nicht bekannt, bestimmten Gewächsen aber vorzüglich günstig zu ihrem Gedeihen ist.

Kurz, jede Pflanze erheischt, zu ihrem gedeihlichen Fortkommen, ihren besonderen Standort. Diese Thatsache darf man am allerwenigsten bey'm Anbau solcher Gewächse außer Augen lassen, die sich noch nicht gänzlich unter unser Klima bequemt haben, so wie der Lein, der Tabak und namentlich der Klee.

Weshalb es bei diesen Gewächsen, wie es die Erfahrung vielfältig bestätigt, immer das Beste ist, wenn man den Saamen davon aus ihrem heimatlichen Boden herkommen läßt, da der bei uns gezogene bald ausartet. So erhält der Klee seine größte Vollkommenheit in den Niederlanden und Flandern; der Lein in Rußland, und der Tabak seinen be-

sten Geschmak in Virginien. Aller Saamen von dort her bringt das erste Jahr eben so reichliche und schöne Pflanzen hervor, als sie in ihrem eigentlichen Vaterlande nicht grösser geworden wären, worauf sie sich aber bey uns durch den ferneren Anbau wieder ausarten.

Wir kehren, nach dieser kleinen Abweichung, wieder zu unserem Hauptgegenstande, zum Kleebau zurük.

Die Luzerne (Medicago sativa) erheischt Güte und Tiefe des Bodens; das heißt, einen zwei bis drei Schuhe tiefen, mit Pflanzennahrung reichlich versehenen saftigen Boden, der in der Tiefe noch so feucht ist, daß man ihn in der Hand zusammen ballen kann. Poscit siccum succosumque (sc. solum) aut riguum, sagt Plinius.

Die Esparsette (Hed sarum Onobrychis) nimmt zwar mit einem troknen Kalk und Mergel vorlieb, verlangt aber vorzüglich einen thonigen und leimigen Boden; ein nasser Boden ist ihr gänzlich zuwider.

Der brabanter oder sogenannte dreiblättrige Klee (Trifolium pratense) verlangt ein gutes Erdreich, je besser dieses ist, desto besser gedeiht er.

Vorzüglich liebt er den leimigen Boden, welcher seiner Natur am angemessendsten ist. Das leimige Erdreich behält die Feuchtigkeit und ist kühlend, und eben diese Eigenschaften fordert dieser Klee zu seinem Gedeihen. Da-

her ist ihm ein zu kalkiges Erdreich und die blose Sanderde gänzlich zuwider, da diese beiden Erdarten zu hitzig und in heisen Tagen zu brennend sind, deshalb die Feuchtigkeit zu sehr an sich ziehen und also den Gewächsen entziehen.

Gesetzt nun, der unterrichtete praktische Landwirth habe das so beengte Solum natale, zum Anbau der beiden ersten Gattungen ausfindig gemacht, so ist ihm nicht gestattet, den geeigneten Gebrauch davon zu machen, wenn diese, zum Anbau der Luzerne und Esparsette geeigneten Grundstücke, nicht zufällig glücklicher Weisse ausser dem Bezirke des geschlossenen Ganzen liegen, auf welchem der Fluch des Huth-Zehent- und Dreifelder-Zwangs haftet: Denn er ist schuldig und verbunden, seine Grundstücke — nach Beschaffenheit ihrer flürlichen Lage, ihres flürlichen Verbands, auch flürlich zu bauen. Er ist daher gezwungen, ein ausser dem Flur liegendes, zum Anbau der Luzerne und Esparsette weniger geeignetes Land, dem vollkommen dazu geeigneten, aber im geschlossenen Flur liegenden, zu diesem Gebrauche vorzuziehen. Dergestalt, daß er entweder diese beyden Kleegattungen nicht zum höchsten Ertrag zu bringen, oder daß er sie vielleicht gar nicht anzubauen vermag. Jeder erfahrne Oekonom weiß aber, welche Störungen in der Oekonomie ein mangelhafter Futterertrag bewirkt, und wie nothwendig es ist, den Kleebau in ein

zwekdienliches System zu bringen, und den Grundstücken, welche dazu geeignet sind, eine eigene, von dem andern Feldbausystem verschiedene, Eintheilung zu geben.

Beim Anbau des brabanter oder dreiblättrigen Klee's, ist der Landwirth der Maaßen durch die Umstände beschränkt, daß er bei weitem nicht den Nutzen davon zieht, den ihm solcher füglich gewähren könnte, und — ausser der Dreyfelderwirthschaft — unfehlbar gewähren würde.

Das gewöhnliche Verfahren bey dem Anbau dieser Kleegattung ist dieses: daß man den Kleesaamen unter Haber oder Gerste säet, das folgende Jahr ein, auch zweimal abschneidet, oder abmäht, alsdann im Juli, längstens Anfang Augusts das Kleefeld schon wieder umstürzt und zur Wintersaat herrichtet. Auf diese Weise wird zwar die Braache benutzt (wenn es anders der Huthberechtigte gestattet!) allein es entspringt daraus doch nicht der Nutzen, wie ihn der Kleebau gewähren kann und soll. Wird das Kleefeld so bald herumgeackert, so kann man niemals, wenn man zwei Erndten abnehmen will, den Klee zu seiner gehörigen Größe heranwachsen lassen; man muß ihn jedesmal eher, als er sein vollkommenes Wachsthum erreicht hat abschneiden; fällt überdieß während dieser Zeit trokene Witterung ein, so wird sein Wachsthum verzögert, und man muß sich mit einer einzigen Erndte be-

gnügen. Und soll dieses gewesene Kleefeld eine ergiebige Wintergetreideerndte liefern, so muß es nothwendiger Weise gedüngt werden, wenn sich anders nicht der scheinbare Verdacht bestättigen soll, als sauge der Klee das Feld aus.

Dieses Verfahren, wo man das Kleefeld kaum ein Vierteljehr lang benutzt — ist gegen alle Wirthschaftsklugheit. Da die Aussaat des Klee's in sehr trokuen Jahren, besonders im thonigen und kalkigen Erdreich, niemals gut geräth, so ist es um so weniger zu verzeihen, wenn man sein in der Aussaat gut gerathenes Kleefeld so bald wieder zerstört. Daher ist es schon in dieser Rüksicht besser, wenn man dem Kleefelde eine zweyjährige Dauer (das Jahr der Aussaat nicht gerechnet) läßt, weil man sonst, wenn die neue Kleesaat mißrathen sollte, sich dem Futtermangel blos stellt.

Schon die Aussaat in dem Sommerflur ist mißlich, indem bei anhaltender Dürre, der ausgestreute Saamen meist nur in den Furchen keimt, und auf den Beeten ausbleibt. Gelingt die Aussaat, so ist man im folgenden Jahre, wo der Acker zur Wintersaat hergerichtet werden soll, an der vollen Abnutzung des Klee's, wie schon gesagt, gehindert. Oft kann man kaum den zweyten Schnitt abwarten, so muß das Feld zur Herbstsaat vorbereitet werden.

Oft verhindert anhaltende Dürre das Umreissen, und ist man gezwungen, die Winterfrucht unmittelbar in die Klee-Stoppel zu säen, so wagt man unendlich viel. Weit sicherer und vortheilhafter ist es, den Kleesaamen, wenn Spatfröste des Morgens den Zutritt in die Wintersaat gestatten, in solche oben auf zu säen, und zwar zeitlich im Frühjahr. Bey dem Aufthauen des Erdreichs, oder auch durch Regen oder Schnee, erhält solcher die gehörige Mischung mit der Erde, und wenn anders der Saamen gut war, so kommt die Saat gewiß: Denn, da sie unter den später aufgeschossenen Halmen des Wintergetreides mehr Luft und Raum erhält, so bestokt sich der junge Klee so, daß er schon im ersten Herbst nicht selten einen vollen Schnitt liefert. Im Sommer kömmt der stärker bewachsene Klee früher, und man kann solchen bis in den späten Herbst hinein, und noch ein Jahr weiter benutzen. Ausser der sicherern Aussaat, bekömmt man, in dem kraftreichen, nicht durch zwei Halm-Früchte vorher ausgesaugten Boden, schöneren Klee, benuzt ihn besser, und sichert und vermehrt das Gedeihen der darauf folgenden Körnerfrucht, indem ein gut bestandener und nicht zu früh herum gerissener Kleeacker, Bedingniß der darauf folgenden Körnerfrucht ist.

Dadurch, daß man das Kleefeld zwey Jahre dauern läßt, wird erst der Anbau des

Brabanter oder dreyblättrigen Klee's für die Feldwirthschaft recht nützlich, indem man

1) der Mühe und Arbeit, welche das öftere Ansäen nothwendig macht, überhoben ist;

2) den Saamen erspart;

3) nicht Gefahr läuft, durch eine übel gerathene Aussaat dem Futtermangel ausgesezt zu werden;

4) den Klee jährlich zu zwey vollkommenen Erndten heranwachsen lassen kann, und nicht nöthig hat, sein Wachsthum zu unterbrechen, und indem

5) während dieser Zeit das Feld fruchtbar geworden ist, und nun zwei bis drei Jahre hintereinander, ohne gedüngt zu werden, ergiebige Erndten liefern kann.

Dieser lezte Umstand, daß ein solches Kleefeld, während seiner zweyjährigen Beybehaltung, Kräfte sammelt, und wenn es wieder zum Getreidebau angewendet wird, ohne alle Düngung, eben so ergiebige Erndten liefert, als ein anderes Feld giebt, welches durch Braache und Dünger vorsäzlich zum Getreidebau zugerichtet worden ist. — Dieser Umstand ist, seines unnennbaren Nuzens wegen vorzüglich zu berüksichtigen. Und dieß um so mehr, als man bei einem einjährigen Kleefelde, fast gar keine Fruchtbarkeit bemerkt, und ohne vorhergegangene Düngung, auch nur eine unergiebige Erndte zu erwarten hat, wenn

man — wie es fast allenthalben gebräuchlich ist, das einjährige Kleefeld schon im Juli oder August umpflügt und im Herbste besäet. Denn der Klee entzieht bey seinem ersten Wachsen dem Felde alle Nahrungssäfte, und ehe er diese wieder ersetzen kann, wird das Kleefeld schon wieder umgerissen.

Die Vortheile, der zweijährigen Beybehaltung des Kleefeldes, sind augenscheinlich. Diese Methode vereinigt alle Vortheile eines belohnenden Futter- und Körnerbaues, verbessert das Feld, sichert vor Zufällen, und ist schon, in Rüksicht der Ersparniß des Düngers, der einjährigen Beybehaltung des Kleefeldes weit vorzuziehen.

Aber der leidige Huth- Zehent- und Dreyfelderzwang steht der Ausübung dieser besseren Methode im Wege. Dieser Zwang übt hier eine despotische Allgewalt aus, und verursacht eine Culturbeschränkung, die sich nur zu auffallend und zu wesentlich ausspricht. Der eigentlich vortheilhafte Anbau des brabanter oder dreiblättrigen Klee's, läßt sich eben so wenig mit dem Zwangssystem der Dreyfelder- Huth- und Zehent-Wirthschaft vereinen, als es damit zu vereinen ist, das eigentliche Solum natale zum vortheilhaftesten Anbau der Luzerne und Esparsette gehörig benutzen zu können.

So setzt die steife Anhänglichkeit an veraltete Observanzen, im Gebiethe der Landwirthschaft, der besseren Verfahrungsweise die

mächtigsten Hindernisse in den Weg. Wo solche Hindernisse obwalten, da ist freilich an eine zweckgemäße Betreibung der Landwirthschaft nicht zu denken. —

Die Trift und Zehentherren sind die Hindernisse, welche der höheren Cultur des Futterbaues, so wie überhaupt der gesamten Ackerkultur im Wege stehen. Die Zehentherren stehen in der Einbildung, als würden ihre Zehent-Einkünfte durch den Kleebau geschwächt; sie geben vor, es sey eine widerrechtliche Schmälerey ihres Zehentrechtes, und suchen daher mit Kraft und Nachdruck dem Kleebau Hindernisse zu setzen.

Statt den Landmann zum Futter-Anbau aufzumuntern und in seiner zweckgemäßen Betreibung zu unterstützen, werden ihm die mächtigsten Hindernisse in den Weg gelegt. Hat er nicht mit dem Zehentherren zu kämpfen, so sind die Schwierigkeiten, die ihm der Triftherr in den Weg legt, noch von weit grösserer Bedeutung. Wird sein Kleefeld auch den Sommer über, mit dem Betreiben der Schaafheerden, verschont; so wird es im Herbst, Winter und Frühling desto mehr durch den Weidgang verwüstet und öfters gänzlich zu Grunde gerichtet.

Wo die Gerechtigkeitspflege dieses Unwesen, des Huth und Triftsrechts in Schutz nimmt, giebt es kein anderes Mittel, sich dagegen

gegen zu schützen, als seine Kleefelder in Zeiten mit Mist bedecken zu lassen, weil die Schaafe ungern auf solchen Plätzen weiden, die mit Mist überstreut sind.

Diese Bedüngung der Kleefelder ist aber bey unserer allgemeinen Dünger-Noth eine wahre Dünger-Verschwendung.

Der von dem Kleefeld wieder erhaltene Mist ist zwar zum Theil als Streu, und der andere Theil als Dünger zu gebrauchen; aber dennoch ist beydes von keiner Bedeutung. Durch die lange Zeit, während welcher der Mist dem Regen, den Sonnenstrahlen und besonders der Luft ausgesetzt war, ist er kraftlos geworden und vertrocknet, und hat seine flüchtige Bestandtheile verlohren, bleibt also eine armselige Düngung.

Durch den Kleebau soll dem Mangel des Düngers abgeholfen werden; was hilft es aber, wenn auch durch den Kleebau eine Vermehrung des Düngers erfolgt ist, und man solchen dem Kleefelde zuwendet, mithin dem Klee wieder giebt, was es gegeben hat? Durch ein solches Verfahren reißt man sich alle Vortheile, die der Kleebau, in Rücksicht des Düngers, gewähren kann, auf eine gewaltsame Weise aus den Händen. Wäre diese Düngung des Kleefeldes ein nothwendiges mit dem Kleebau verbundenes Uibel, so verdiente er keine sonderliche Empfehlung, und er würde, anstatt die feld-

wirthschaftlichen Zwecke zu befördern, solche vielmehr verhindern und unausführbar machen.

So gewiß es ist, daß der Klee zu den Gewächsen des Pflanzenreichs gehört, welche die Kälte nicht achten, daß er mithin keiner Bedeckung bedarf, um vor dem Erfrieren gesichert zu seyn; eben so gewiß ist es auf der andern Seite, daß der Landmann nothgedrungen ist, seine Zuflucht zu dieser Verschwendung des Düngers nehmen zu müssen — wenn er sich anders gegen die Beschädigungen der alles verheerenden Schaafe sicher stellen will. Die Schäfer und Triftherren wollen zwar nicht zugeben, daß durch die Weide auf Kleefeldern ein Schaden verursacht wird: Allein dieser Schaden ist demohnerachtet so sichtbar, daß keine vieljährige Erfahrung nöthig ist, um sich davon zu überzeugen.

Der Brabanter oder dreyblättrige Klee erreicht in dem Jahre, wo er gesäet wird, keine sonderliche Stärke und Größe; und wenn auch eine sehr fruchtbare Witterung sein Wachsthum so weit befördern sollte, daß er im ersten Herbste geerndtet werden könnte; so ist es doch immer nur eine unbedeutende Erndte, weil seine Wurzeln noch schwach sind, und also auch nur schwache Stängel treiben können. Ist den Sommer hindurch sehr trockene Witterung, so bemerkt man, nachdem die Gerste (unter welche er gesäet wurde) im August geerndtet worden ist, kaum sein Daseyn.

Sobald aber im September feuchte Witterung kömmt, fängt er an sich auszubreiten und zu bestauden. Mag überhaupt das Wachsthum dieses Klees grösser oder geringer seyn, so zweckt es doch hauptsächlich nur dahin ab, sich zu bestauden, sich auf dem Felde auszubreiten und stärkere Wurzeln zu treiben; dieses Wachsthum äussert er besonders im Herbste, bis in den November, so lange ihm der Frost kein Hinderniß setzt.

Wenn also im Herbste auf einem solchen jungen Kleefelde die Schaafheerden geweidet werden, so ist es offenbar, daß dadurch dieses Wachsthum des Klees, in Rücksicht des Bestaudens und Ausbreitens, nicht nur gänzlich gehindert, sondern die schon herangewachsenen Kleepflanzen sehr beschädigt werden müssen.

Die Schaafe beissen nicht nur alle Nebensprossen und Stängel sauber ab, sondern sie nagen auch an der Wurzel so viel als möglich ist, und ist das Erdreich locker; so ziehen sie die Kleepflanze, die ohnehin noch nicht feste steht, samt der Wurzel heraus.

Schon das blose hin und hertreiben auf den Kleefeldern ist, bey feuchter Witterung, äusserst schädlich; indem der Boden, welcher vor der Aussaat mit Vorsatz locker gemacht wurde, nun durch das Betreiben mit den Schaafheerden, besonders im thonigen und leimigen Erdreiche, sehr feste getreten wird. Daß aber

die Schäfer hierin keine Sorgfalt für fremdes Eigenthum tragen, ist um so weniger zu erwarten, da ihnen nichts verhaßter ist, als der Kleebau, indem derselbe ihre Weidebezirke beschränkt, weshalb sie ihn auch ihrer Seits, durch Beeinträchtigungen aller Art, nach Möglichkeit zu beschränken suchen.

Schädlicher noch als im Herbst, ist das Behüthen der Kleefelder in den Monaten, Februar, März und April, wo er mit neuen Kräften sein Wachsthum beginnt, und, wenn ihm kein Hinderniß gesetzt wird, sich bis zu Ende des Aprils gehörig bestaudet und ausgebreitet hat, auch die Wurzeln zu der Stärke gediehen sind, daß sie starke Stängel zu treiben vermögen, und also zu einer reichen Kleeerndte Hoffnung machen.

Wo der Weidgang auf den Kleefeldern statt findet, da kann der Klee nicht in seinem gehörigen Wachsthume fortschreiten, weil diejenigen jungen Sprossen, welche an der Kleepflanze kaum hervorgewachsen sind, immer wieder bis auf die Wurzel abgeweidet werden.

Den jungen Luzernen- und Esparsette-Feldern bringt der Weidgang noch größeren Nachtheil; er ist diesen Futter-Kräutern noch schädlicher als dem Brabanter oder dreiblättrigem Klee, da sich jene nicht so schnell, wie dieser, bestauden, und auf dem Felde ausbreiten; daher hält sie jene Störung in ihrem Wachsthume noch mehr auf. Wie bey allen

Pflanzen-Gewächsen, eben so bey der Luzerne und Esparsette, nimmt die Wurzel nicht in ihrem Wachsthume zu, so lange sie ihres Krautes beraubt ist, indem sie ihre Kräfte dazu anwenden muß, ein neues Kraut hervor zu treiben.

Da aber diese Futterkräuter nicht eher volle Erndten geben, bis ihre Wurzeln die gehörige Stärke und Grösse erreicht haben, und tief genug in den Boden gewachsen sind: So ist es begreiflich, daß durch den Weidgang die Luzern- und Esparsett-Erndten merklich vermindert und verzögert werden müssen. Der Weidgang ist auf den Klee-Feldern im ersten Jahre, wo sie angesäet worden sind, und in jedem Frühjahre durchaus gänzlich verwerflich. Ueberhaupt ist nicht zu erwarten, daß die Schäfer, wenn auch zu manchen Zeiten das Behüthen der Kleefelder unschädlich ist, diese Zeit genau beobachten werden.

Mag jeder Landwirth nach Gefallen auf seinen eigenen Kleefeldern dasjenige Futter, welches mit der Sense oder Sichel nicht wohl genommen werden kann, mit seinem Vieh abweiden; so geschieht es gewiß nur alsdann, wenn durch anhaltende trokene Witterung der Boden gehörig fest geworden ist, und unterbleibt bey feuchter Witterung, und da, wo das Erdreich von Natur sehr locker ist. Ein anderes ist aber der Eigenthümer, ein anderes der Schäfer, der

kein fremdes Eigenthum respektirt, noch weniger schont!

Man fordere immerhin, auf diesen und jenen Wegen, zur höheren Industrie auf, so wird und kann dieß alles zu nichts helfen, so lange nicht diese äusseren Hindernisse hinweggeräumt werden, die für den einzelnen Landwirth unüberwindlich, zugleich aber das Grab aller Cultur und Industrie sind. Hat doch schon Carl der Grosse das Behüthen der Wiesen auf's streugste verbothen!

Oft kann der geringfügigste Umstand den gemeinen Landwirth von der besten Sache abhalten; wie vielmehr müssen solche Hindernisse auf ihn einwirken!!

Mancher Landwirth will deswegen keinen Klee in die Braache bauen, weil ihm der Zehenten davon abgefordert wurde. Um den Zehentherren kein neues Recht einzuräumen, baut er lieber keinen Klee. Er thut lieber auf einen beträchtlichen Vortheil Verzicht, als daß er neue Gerechtsame entstehen läßt. Freylich sollte die Vergrößerung und Beförderung des Ackerbaues, und, in einem gewissen Sinne, die gemeinsame Wohlfart, zweifelhaften Gerechtsamen nicht nachstehen.

In Rücksicht alter Einrichtungen, herkömmlicher Gewohnheiten und alter Gerechtsamen, begnügt sich der Oekonom, seine Meinung nur in so fern darzulegen, als dieselben mit dem gesellschaftlichen Wohle des gegenwär-

tigen Zeitalters nicht harmonisch sind, und in wie ferne eine zweckmäßige Veränderung dem gemeinen Besten heilsam und zuträglich sey.

Wenn den Innhabern alter Gerechtsamen daran liegt, zu der Beförderung des Staatswohls ihren pflichtmäßigen Theil beyzutragen, so werden sie auch solche Verfügungen zu treffen wissen, daß ihre Gerechtsamen und das gemeine Beste nicht miteinander in Collision kommen. Wenn sie aber bey dem alten Herkommen hartnäckig beharren wollen, so bleibt es den Rechtsgelehrten anheim gestellt, zu bestimmen, in wie weit eine Abänderung, nach rechtlicher Form, zuläßig sey. Bey rechtlichen Prüfungen dieser Art, wäre es freylich zu wünschen, daß die positiven Rechtsgelehrten geneigter seyn möchten, die Menschenrechte, als die Basis aller positiven Gesetze und die Herstellung, Erhaltung und Beförderung des Wohles aller Staatsglieder, als den Zweck der gesellschaftlichen Verbindung anzuerkennen.

Man streitet für das Herkommen, gegen die Erkenntniß des Besseren und gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft offenbart ist. Die Wahrheit ist jedoch eine Flamme, welche zuletzt auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken — und die dann nur desto herrlicher lodert.

Man kann mit Fug und Recht behaupten daß durchaus nichts für den Futterbau gethan ist, daß er vielmehr der gehäßigsten Culturbeschränkungen unterliegt — so lange nicht jedem Landwirthe ohne Unterschied gestattet ist, die Luzerne und Esparsette am geeigneten Orte bauen, und den Brabanter oder dreyblättrigen Klee, (ohne widernatürliche Einzwingung in die Braache) zwey volle Jahre, ohne alle Beeinträchtigungen der Schaafheerden, benutzen zu dürfen. So lange dieß der Fall nicht ist, kann auch der Kleebau nicht so empor kommen, als es zu der so nöthigen Vergrösserung des Viehstandes, und zur allgemeinen Wohlfart überhaupt erforderlich ist.

So wie sich der despotische Druck, des Huth-Zehent- und Dreyfelderzwangs, in Bezug auf den Kleebau, als offenbare Culturbeschränkung ausspricht, in eben dem Grade und Verhältniß, spricht sich solcher, in Bezug auf Wiesenbenutzung im Allgemeinen, als Culturbeschränkung aus.

Auch hier stehen dem denkenden Landwirthe die mächtigsten Hindernisse entgegen, mit dem Seinigen, nach besserem Ermessen, schalten und walten und solches zum höchsten Ertrag bringen zu können.

Mag die Wiese, zu Folge ihrer unvortheilhaften Lage und ihres ungeeigneten Bodens, sich durchaus nicht zum Graswuchs eignen und weit vortheilhafter in Fruchtland zu ver-

wandeln seyn, wo auf einem Theil derselben, durch den Anbau der Futterkräuter, mehr Futter gewonnen werden könnte, als die ganze Wiese gegenwärtig abwirft; so muß es der Landwirth dennoch beym Herkommen bewenden lassen; er muß auf einen doppelten Ertrag Verzicht thun und mit dem einfachen vorlieb nehmen — weil ihm die Hände durch jenes verhaßte Zwangssystem gebunden sind — weil er nicht kann, wie er will; sondern wollen muß, wie er kann.

Mag die Wiese feucht, trocken, oder naß liegen, so wird sie im Frühjahr und Herbst, vom bestimmten Termin an, bis zum bestimmten Termin hin, behüthet; so daß man im Herbst an manchen Orten kaum Zeit genug zum Ohmet machen übrig behält, um im Frühjahr, anstatt der Spuren der sich regenden Vegetation, nur die Spuren der alles verheerenden Viehheerden gewahrt.

Mögen die vorhandenen Wiesen durchaus in keinem Verhältniß zum Besitzstand der Aecker stehen, mag dieß Mißverhältniß auch noch so nachtheilig auf das Ganze der Wirthschaft einwirken, und durchaus nicht durch den künstlichen Futterbau auszugleichen seyn, indem der Aecker zu wenig, der Wiesen hingegen unverhältnißmäßig zu viele, aber von der allerschlechtesten Beschaffenheit vorhanden sind, so daß sie als Wiesen durchaus keinen Ertrag gewähren — mag dem allen so seyn; so ist es dem Land-

wirthe, der unter jenem Zwangssystem seufzt, dennoch nicht vergönnt, diejenige Reform mit seinen Grundstücken vornehmen zu dürfen, die zum wesentlich größten Vortheil seiner Oekonomie ausschlagen würde — er muß es gehen lassen, wie es geht — wenn er schon dabei ohne alles Verschulden, mehr rükwärts, als vorwärts kömmt!

Und wenn der verhaßte Huth-Zehent- und Dreifelderzwang den allernachtheiligsten Einfluß auf den Futterbau, aus der Natur der Sache unwidersprechlich documentirt; so findet dennoch dieser Schaden im Superlativ statt, und ist mit Millionen zu zählen, wenn vollends die Rede vom Feldbau ist. Man beobachte den Feldbau, wo man wolle bey uns, so wird man immer finden, daß ein grosser Theil der Felder sehr weit hinter der möglichen Fruchtbarkeit zurük bleibt, und öfters selbst der bessere Theil des Feldes sehr weit von dem höchst möglichen Ertrag entfernt ist. Man frage die Landwirthe nach der Ursache, und die Antwort wird immer diese seyn: „Die Felder sind eben schlecht, es fehlt an Dünger. Wir haben zu wenig Wiesen, können mithin nicht viel Vieh halten, und so giebt's nicht viel Dung, nicht halb so viel, als wir für unsere Felder brauchen." Die Dreyfelderwirthschaft, wenn sie sich halten soll, sezt hinlänglichen Dünger voraus, um den Boden alle drey Jahre damit zu versehen. Ohne diese Bedingung,

und sobald man ohne Dünger säen muß, wird sie verwerflicher, als sie es ihrer Natur nach schon ist.

Bey unserem erwiesenen Düngermangel aber, wird die Düngerverschwendung, welche das Dreyfeldersystem unvermeidlich macht, doppelt auffallend.

Baut man immer ein und dasselbe Gewächs auf einem Felde an, wechselt man immer und ewig nur mit zwey Fruchtgattungen, wie z. B. mit Dinkel und Gerste, oder Korn und Haber, oder Weizen und Haber, oder Gerste, so wird nur einerlei Nahrung aus dem Boden gezogen, und dadurch entsteht bald Mangel an solchen Nahrungssäften; es muß daher, während noch eine Menge Nahrungsstoffe für andere Gewächse in dem Erdreiche vorhanden sind, dennoch gedüngt, und auf diese Art, der Dung auf eine unnöthige Weise verwendet, mithin verschwendet werden. Statt daß man, bey der Abwechslung mit verschiedenen Früchten, ein Feld mehrere Jahre hintereinander unausgesezt benußt, ohne dabei so viel Dünger nöthig zu haben, als wenn man nur einerlei Gewächse anbaut. Verschiedene Gewächse bedürfen verschiedene Nahrungssäfte, es ist mithin nothwendig, mit verschiedenen Früchten auf einem Felde abzuwechseln, damit die verschiedenen Nahrungssäfte genüßt, und die so kostbaren Dungmassen nicht ungenüßter Weise verschleudert und verschwendet werden.

Der Grund und Boden muß solcher Weise gebaut werden, daß diejenigen Pflanzen, deren Wurzeln gleiche Beschaffenheit haben, nicht immerfort darauf zu stehen kommen, damit sie ihn nicht erschöpfen. Der Weizen, z. B. hat eine faserige Wurzel, welche ihre Nahrung bis zu einer gewissen Tiefe aus der Erde zieht. Wenn er nun immerfort auf ein und dasselbe Feld zu stehen kömmt, so wird dieses endlich ganz arm an den ihn nährenden Stoffen, oder hat wenigstens zu ihrer Ersetzung eine unermeßliche Menge Düngers nöthig. Wenn man aber statt des Getreides Abwechslungsweise eine andere Pflanze nimmt, deren Wurzeln entweder tiefer oder seichter gehen, so wird diese nicht nur hinlängliche Nahrung finden, sondern auch zur Düngung der Erdschichte, welche dem Weizen Nahrung geben soll, das ihrige beytragen; indem sie den Boden nicht nur mit mehreren durch ihr Einsaugen gewonnenen Nahrungstheilen befruchtet, sondern auch die Stoffe, welche demselben aus der Atmosphäre, durch den Dünger, und die auf ihn verstreuten vegetabilischen Ueberreste zugeführt worden, auf ihre Weise verarbeitet.

Es ist offenbare Düngerverschwendung, solche Aecker, welche noch andere Früchte hervorbringen können, zu düngen, während man Braachäcker ganz ungebaut läßt. Dieses aus dem Kindheitszustande der Landwirthschaft entlehnte Verfahren, den Acker durch Braache in einen

Zustand zu setzen, wo er sich — durch Hülfe der Natur — selbst mit Düngerstoffen versehen soll, ist Beweises genug, daß wir ausser Stande sind, ihm, bey unserer Verfahrungsweise, die entzogenen Kräfte durch hinlänglichen Dung zu ersetzen. Können doch auf vielen Markungen die entlegenen Grundstücken gar nicht gedüngt werden!!

Mangel an Dung ist eine der aller vorzüglichsten Culturbeschränkungen. Die immer allgemeiner werdende Anwendung des Gypses, als eines Mittels, welches an und für sich selbst nicht düngt, sondern nur die im Boden vorhandenen noch nicht ganz verweßten vegetabilischen Stoffe zersetzt und in Pflanzennahrung verwandelt, dient zum Beweise, daß dieser Mangel wirklich vorhanden ist. Es ist anerkannte Thatsache, daß der Gyps keine düngende Kräfte, im eigentlichen Sinne des Wortes besitzt. Als eine mit Vitriolsäure geschwängerte Kalkerde, beweißt er seine auflösende Kraft auf düngende Körper, deren Fäulniß er beschleunigt — und solcher Weise ist er zur Zubereitung der Nahrungssäfte für die Gewächse beförderlich. Er ist nur Dünger aufschließend, nur als Schlüssel für den im Boden enthaltenen Dung zu betrachten; so, daß er sich im Humus reichen, das heißt, in demjenigen Boden am wirksamsten zeigt, der das eigentliche Nahrungsmittel für die Vegetabilien, und dessen Entstehen das Resultat der Fäulniß thierischer und vegetabilischer

Körper ist, wodurch der organische Bau zerstört und das Ganze in ein schwarz graues Pulver verwandelt worden.

Die Wahrheit, daß sich die wirkende Kraft des Gypses desto stärker ausspricht, je mehr ein Boden Humus enthält, findet ihre Bestätigung ganz besonders an Amerika's Boden: Dort gedeiht die Anwendung des Gypses vorzüglich, weil daselbst der Boden fest aus lauter vegetabilischer Erde besteht, die seit der Schöpfung her, aus den verwesenden und wieder aufwachsenden Kräutern und Bäumen sich erzeugt hat; und zu gleicher Zeit geht aus dieser Erfahrung der deutliche Fingerzeig hervor, daß man, wo dieser Humus nicht vorhanden ist, reichlich Düngen müße, wenn sich anders der Gyps anhaltend wirksam erweisen soll.

Die Anwendung des Gypses ist sonach, bey unserer grossen Düngernoth, ein bloßer Nothbehelf, der nur momentane Abhülfe gewährt und uns vermöge, dessen, die Nothwendigkeit predigt, unsere Zuflucht zu andern Maasregeln nehmen zu müssen, die uns eine dauernde Abhülfe zusichern. Diese dauernde Abhülfe finden wir einzig nur in der Einführung der Wechselwirthschaft, die uns unter Umstände setzt, den Kleebau so zu betreiben, wie es erforderlich ist, um unsern Viehstand vergrössern, und, durch diese Vergrößerung, die erforderliche Menge Dünger erzeugen, und zugleich daneben noch der Verschwendung des Düngers

Einhalt thun zu können; indem durch den Wechsel der auf einander folgenden Futter= Getreide= und Wurzelgewächse, der Nahrungs=stoff der Pflanzen, welcher dem Boden durch die Düngung mitgetheilt worden, auch gehörig benutzt und absorbirt wird. —

Es ist wesentlich nothwendig, die Vieh=zucht, nach ihrem wahren Werthe, als Lebens=prinzip des Ackerbaues anzuerkennen. Soll der Getreidebau auf eine vortheilhafte Weise be=trieben werden; so darf es dem Felde nicht an Dung fehlen. Der Dung ist die Nahrung des Getreides; fehlt es an diesem, so hat man nur eine halbe Erndte zu erwarten: denn der Fehler des Aussaugens läßt sich nicht ungestraft be=gehen!

Bey genauer Beobachtung kann man sehen, daß zwey Morgen gut gedüngtes Feld wenig=stens eben so viel Getreide tragen, als drei Morgen, welche nicht gehörig gedüngt worden sind, und ohne Düngung giebt es noch schlech=tere Erndten. Man hat also ein Drittel Saa=men, und die Mühe der Arbeit umsonst ange=wendet. Selbst zwey Morgen Getreide abzu=schneiden, wenn es auch noch so dick steht, macht doch weniger Arbeit, als drey Morgen Getrei=de, das dünne steht; also auch da Zeitverlust, und ein Drittel hat noch obendrein nichts ge=tragen.

Unsere Landschaft, so fruchtbar sie an und vor sich auch ist, kann dennoch nimmermehr, wie

jene Gegenden von Ungarn gebaut und benußt werden, wo der Boden nicht gedüngt, sondern der Dünger, als Brennmittel benußt wird, und wo dennoch trefliches Getreide wächst, und überhaupt eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit statt findet.

Wir müßen Düngen, wo wir erndten wollen!

Da es uns aber an Dünger gebricht, unsere sämmtlichen Grundstücke gehörig düngen, mithin gehörig benußen zu können; so müßen wir unsern Viehstand, im Verhältniß unseres Dungmangels, vergrössern. Dieß bewerkstelligen zu können, müßen wir den künstlichen Futterbau in's Grössere treiben. Dieß möglich zu machen, müßen wir das System der Dreyfelderwirthschaft mit jenem der Wechselwirthschaft vertauschen.

Zwar setzen sich der Einführung dieses Systems unzählige Schwierigkeiten entgegen. Und vielleicht ist unter diesen Schwierigkeiten die Consolidirung oder Arrondirung der vermischt liegenden Grundstücken, noch erheblicher, als die Ablösung der Huth- und Zehent-Gerechtigkeit selbst.

Allein, die Consolidirung der vermischt und zerstreut liegenden Grundstücken, verdient ja ohnehin, auch ohne allen Bezug und Hinblick auf eine einzuführende Wechselwirthschaft — volle Berücksichtigung: Denn das Durch-

einan-

einanderliegen der Grundstücke hindert den Landwirth nicht nur in der höheren Benutzung, sondern selbst in der herkömmlichen Bearbeitung derselben.

In der Preiß-Aufgabe über die Arrondirung der Güther, welche der landwirthschaftliche Verein in Bayern im Jahre 1813 bekannt gemacht hat, heißt es unter andern: Eine Arrondirung der Güther ist eine unbedingte Forderung, nicht blos des rationellen, sondern schon eines jeden über das Allgemeine und Gemeine sich erhebenden Betriebes der Landwirthschaft, ohne die auch nur eine wesentliche Verbesserung derselben weder gedacht, noch ausgeführt werden kann.

Und in der gekrönten Preißschrift, als Beantwortung dieser Preißaufgabe, vergleicht Herr Staatsrath von Hazzi die Fluren der Dörfer mit einer auseinander geworfenen Karte, wovon die Blätter erst mühsam wieder zusammengesucht und geordnet werden müssen.

Jeder Landmann hat seine Grundstücke auf die sonderbarste Art im Flur zerstreut. Man sollte glauben der Tollsinn habe die Landwirthschaft auf diese Art in Ausübung gebracht. Fast keiner kann auf sein Eigenthum kommen, ohne jenes des Nachbarn zu berühren. So fügen sie einander immerwährend wechselseitigen Schaden zu. Der eine wendet mit dem Pfluge auf dem Acker des andern,

und wieder Andere machen mit ihren Dungfuhren ordentliche Landstraßen auf die Felder ihrer Nachbarn. Zur Erndtezeit ist bald dieser, bald jener, genöthigt, über die angränzenden noch nicht völlig reifen Früchte zu fahren, um sein Getreide einführen zu können.

Zu jeder Jahreszeit erwachsen neue Nachtheile für den Ackerbau aus dieser Ackerzerstückelung.

Vorzüglich sind die Hindernisse zu berücksichtigen, die unter solchen Umständen mit den feldwirthschaftlichen Arbeiten verbunden sind. Immer fehlt es an der vollen Tagesarbeit. Entweder muß der Arbeiter immerwährend von einem Grundstücke zum andern ziehen, und auf diese Weise seine Zeit vertragen, oder gar vor der Zeit Feyerabend machen. Ueberdiß, wird jeder Versuch zu einer Verbesserung von dem Nachbar gehindert.

Die Consolidirung oder Arrondirung der zerstreut liegenden Grundstücken, ist daher nicht nur wesentliche Bedingung, zur Erreichung höherer Culturzwecke, sondern selbst zur ungehinderten Ausübung des ganz Gewöhnlichen und Herkömmlichen. Deshalb ist es auch lange schon das Bestreben aller Staaten, die geeignetesten Mittel und Wege aufzufinden, um die Arrondirung der Güther zu bezwecken. Der Gegenstand trägt daher mit Recht den Namen einer dringenden europäischen Angelegenheit.

Eine gleich wichtige und dringende europäische Angelegenheit ist es, der wilden Schaafweide, die der Ruin aller Ackerkultur und Fruchtproduktion ist, nur wilde unbedeutende Steppen und unzugängliche Berge, dem Pfluge und Spaden hingegen das Recht einzuräumen, die Schaafe allenthalben verjagen zu dürfen. So lange der Pflug das Schaaf nicht zu vertreiben vermag, so lange leben wir noch in der rohesten Barbarey und lassen uns und unserem ganzen Staate die dauerhafteste Basis, die sicherste Quelle des National Reichthums rauben. Das weidende Schaaf respektirt so wenig irgend ein Eigenthum, als das Wildpret, und verhindert alle Verbesserungen, die mit dem Eigenthume vorgenommen werden könnten. Und dabey steht der Vortheil, welchen solches den Schäfereybesitzern bringt, nicht einmal im Verhältniß mit dem Schaden, welchen es den Triftleidenden verursacht. Das weidende Schaaf verwüstet und zerstört einen Werth von mehreren hundert Gulden, zum Nachtheile einzelner Triftleidenden, um eines einzigen Gulden willen, den es höchstens dem Triftberechtigten einbringt. So erleidet der Staat mittelbarer Weise mit dem Triftleidenden gleichen Verlust; indem der verursachte Schaden der allgemeinen Wohlfart keinen Ersatz gewährt. Wie viel mehr Futter-Gewächse könnten gebaut, wie viel mehr nütz-

liches Vieh gehalten, wie viel mehr Dünger gewonnen, wie viel mehr reichere Erndten erzielt werden — wenn kein Schaaf weiter auf wilder Weide gehüthet würde!

Der gegenwärtige Zustand der Schaafzucht in Spanien giebt selbst deutliche und aufklärende Winke hierüber. Glaubwürdige Berichte aus Spanien schildern nämlich diesen Zustand folgender Weise:

Zur Zeit der feindlichen Invasion, wo bey aufgelöster alter Regierung niemand die Gesetze der Mesta (Gerichtshof in Schäferey-Angelegenheiten) aufrecht erhielt, erhob sich laut die Stimme der Weide-Eigenthümer gegen die ausübenden Rechte und Privilegien der Heerdenbesitzer und gegen die Unbilligkeit, ihre liegenden Gründe zu Gunsten der Heerdenbesitzer als Weideland liegen lassen zu müssen, und solcher Weise die Cultur ihrer Felder, um einen erbärmlichen Pachtzins, den ihnen die Mesta bestimme, vernichtet zu sehen. Die zwischen Weiden- und Heerden-Eigenthümern bestandenen Contrakte wurden wirklich ohne vielen Widerstand aufgehoben, und bald nach Errichtung der Cortes alle diese Privilegien zu Gunsten der Grundeigenthümer durch das Patent vom 8. Juni 1813 ausser Kraft gesetzt.

Geschützt in ihrem Eigenthumsrechte verwandelten sogleich die Grundeigenthümer ansehnliche Strecken des Weidelandes in Weizen- und Kornfelder. —

Möchte doch das so große, so nothwendige Revisionswerk unseres landwirthschaftlichen Zustandes, recht bald, mit ruhiger Prüfung im ächt staatswirthschaftlichen und kameralistischen Geiste unternommen und, als Resultat desselben, eine Reform unseres Ackersystems mit deutscher Kraft und deutschem Nachdruk, in's Werk gesetzt werden! Unpartheilichkeit gebührt der wichtig, ernsten geliebten Sache! Anschauung der Wahrheit und Gehorsam an ihr heiliges Gesetz, ist Gottesdienst — ist ächte Cameralistik!!

Nicht die Natur stößt bey uns die Cultur zurück, sondern unser beschränktes Eigenthum, unser fehlerhaftes Wirthschaftssystem, welches aus den Zeiten der Barbarey zu uns gekommen und, bey einer andern Länderverfassung, auch von anderem Erfolge ist. Unser Zeitverhältniß erheischt die Abschaffung dieser alten barbarischen Gewohnheiten der Eigenthumseinschränkungen in der Landwirthschaft.

Nur Freiheit des Eigenthums führt zur Industrie; nur Industrie zum Wohlstand. Freyes Eigenthum ist die Aegide der Völker — die Quelle des öffentlichen Wohlstandes!

Entfesselung des Ackerbaues von seinen lästigen Banden, ist das einzige zuverlässige Rettungsmittel, aus dem Labyrinthe allgemeiner Noth und Bedrängniß.

Man denke, zu welchem Wohlstande sich das Ganze erheben müßte, wenn es jedem

Landwirthe in Deutschland gestattet wäre, den höchst möglichsten Ertrag aus seinem Grundeigenthume zu ziehen. Wenn jeder, der von der Ueberzeugung ausgeht: daß er mit aller Mühe und mit allem Fleiße dennoch ausser Stande ist, seine Wirthschaft in besseren Stand zu bringen, so lange er sich gehalten sieht, sein Gewerbe nach herkömmlicher Weise zu treiben — dasjenige ungehindert treiben dürfte, was ihm besseres Ermessen und geprüfte Erfahrung an die Hand geben: wenn die schlechtesten Wiesen zu Fruchtland und die bessern Aecker zum Futterbau verwendet; wenn die Kleegattungen allenthalben in Menge, und die Fruchtfelder durchgängig im Wechsel gebaut werden dürften; wenn selbst die unfruchtbarsten Wiesen und öden Weideplätze, (in welchen viele Kräfte und Nahrungstheile verschlossen liegen, welche erst der Pflug zum Vorschein bringt, und Sonne und Regen und Luft zu Nahrungssäften für die Gewächse auflößen und zubereiten) ihre ausserordentliche Fruchtbarkeit viele Jahre lang, ohne allen Dung bethätigen, und solcher Weise einen merklichen Beytrag zur Beförderung des Getreidebaues, durch Mittheilung ihrer verborgenen Kräfte, leisten würden: Wenn eine mehrjährige Benutzung des Brabanter oder dreyblättrigen Klee's, in Futter, und Getreide - Wechsel, ähnliche Phänomene der Fruchtbarkeit für die nachfolgenden Gewächse verursachen, und der Dün-

ger, als Grundbedingung aller Production, in doppelt und dreyfacher Menge, erzeugt, im ganzen Sinne und Umfange des Wortes zur Fruchtproduktion verwendet, und nicht länger mehr, als Folge eines fehlerhaften Ackersystems, auf den Aeckern verschwendet, nicht länger mehr, als Schutzwehr gegen die alles verheerenden Schaafe auf den Kleefeldern verschleudert, nicht länger mehr auf ungeeigneter Lagerstätte, vom Regen und der Dachtraufe ausgelaucht und fortgeschwemmt, oder dadurch kraftlos gemacht würde, daß er auf ebenem Hofe, ohne Zufluß des Urins, bey trockener Jahreszeit verschimmelt und verbrennt.

Man denke sich den erhöheten Cultur- und Industrie-Zustand — man denke sich den wachsenden allgemeinen Wohlstand, wenn jeder Landwirth unter Umstände gesetzt würde, mehr Futter bauen, mehr Vieh halten, mehr Dung gewinnen, und, in Folge dessen, seine Grundstücke, selbst die entferntesten mit inbegriffen, gehörig düngen, mithin auf einer durch erweiterten Futterbau, verringerten Fläche, dennoch mehr Getreide bauen zu können, als er jetzt auf größerer, aber schlecht gedüngter Fläche einerndtet.

Es ist herzerhebend sich den deutschen Landmann in diesem Zustande zu denken. Aber noch ist er weit vom Ziele entfernt! Noch ist er ein bloßer Rudersklave, der an die Galeere des Herkommens geschmiedet, seines Lebens

nicht froh wird, und, bey aller Anstrengung, kaum so viel erwerben kann, als er zu Bestreitung seiner Staatslasten und seines Unterhalts bedarf. Durch die ungeheuersten Opfer, die er der Vergangenheit bringen mußte, tief verschuldet und verarmt; von dem Grund- und Zehentherrn und von der Finanzgewalt auf die vielfachste Weise besteuert; von Amts und Communwegen mit Leistungen aller Art belastet — unterliegt er noch überdieß einer Legion von Culturbeschränkungen, die hemmend und hindernd in den Gang seiner Wirthschaftsmaschine eingreiffen, und ihm die volle Benutzung seines Grundeigenthums unmöglich machen. Von allen Seiten gedrängt und in seinem Wirkungskreise beschränkt, wird ihm selbst keine werkthätige Unterstützung von Seiten einer ächt landwirthschaftlichen Polizey, die doch einen so wichtigen Zweig der Staatsverwaltung ausmacht, und deren Mangel mit Frakturbuchstaben im Zahlenverzeichniß, oder vielmehr in der melancholischen Litaney der Cultur-Beschränkungen aufgeführt zu werden verdient.

Wir haben der öden Gemeindeplätze in grosser Anzahl, noch von eben der Größe, wie man sie in Cäsar's Germanien gehabt; die in ihrem dermaligen Zustande durchaus nichts rentiren, nicht einmal einem einzelnen Stück Vieh das Jahr hindurch volle Nahrung gewäh-

ren, und deren Zerschlagung dennoch mehr verhindert, als befördert wird.

Wir haben keine Getreideassekuranzanstalten, durch welche dem leidenden Theil sein erlittenes unvermeidliches Unglück möglichst unfühlbar gemacht, und durch welche er gleichsam, gegen die Natur selbst in Schutz genommen wird. (Cicero sagt nicht ohne Grund Totae res rusticae ejusmodi sunt, ut eas non ratio neque labor, sed res incertissimae venti tempestatesque moderentur.)

Welche schreklichen Verheerungen haben wir nicht in den vergangenen Jahren, durch Wetterschlag und Mißwachs erlitten! Wie tief greifen solche Verheerungen in das Innere der Bauernwirthschaften ein! Wie unvertilgbar wirken ihre Folgen auf den Wohlstand der betroffenen Familien! Die Verheerungen der lezten Jahre, machen das Bedürfniß solcher Assekuranzanstalten auf eine laut schreyende Weise fühlbar. Sie sind so unentbehrlich als Brandassekuranzen! Hier, wie dort, muß das Gesamte dem Verunglückten tragen helfen, was er allein nicht zu tragen vermag. Privatunternehmungen sind, in dieser Hinsicht, nicht genügend; sie gewähren, ohne Bürgschaft des Staats, keine Sicherstellung.

Wir haben keine Viehassekuranzanstalten. Schon manche Sanitätskommission hat, in Fällen der Rindviehseuche, das Princip der Keule, oder des Todschlagens, als ober=

sten] Tilgungsgrundsatz auf den Fall aner- kannt und verordnet, wenn nicht mehr, als ein bis sechs Stück Vieh an der Seuche erkranken. Nun beruht aber die glückliche Ausführung die- ses Mittels, auf der unfehlbaren und hinläng- lichen Vergütung des todtgeschlagenen Viehes, sowohl des erkrankten als gesunden. Dieß ist die Basis des Ganzen. Wo keine angemes- sene Vergütung des kranken und gänzliche Vergütung des zu opfernden gesunden Viehes statt findet, wird es immer und ewig der Ver- heimlichungen und Widersetzlichkeiten die Hülle und die Fülle geben. Ohne Viehassekuranz oder Vergütungsfonds wird in diesem Falle selbst eine Sanitätskommission nichts auszurich- ten vermögen, ob es schon sehr einleuchtend ist, das es weit gerathener ist, mehrere gesunde Stücke, die neben den Kranken in einem und demselben Stalle stehen, zugleich mit diesen Kranken zu tödten, besonders, wenn das Ue- bel erster oder zweyter Ausbruch an einem Orte ist, als durch ängstliche Schonung die ganze Gegend einer großen Gefahr auszusetzen.

Wir haben keine Creditanstalten, aus welchen der Landwirth, im Fall der Noth, au- genblicklich und zu mäßigen Zinsen, zu entleh- nen vermag, um seine Erzeugnisse nicht ausser der Zeit und unter dem Preise, nothgedrungen losschlagen zu müssen. Wie mancher unter- liegt unverdientem Tadel, der seinen Credit beschränkt. Er unternimmt das Durchdachteste

und Beste, muß aber auf halbem Wege stehen bleiben, weil ein unvorhergesehener Fall seiner Casse gewaltsam zuspricht, und weil es ihm an der nöthigen Unterstützung fehlt, sein Unternehmen zum Ziele bringen zu können. Auch nur eine vortheilhafte Spekulation von der Hand weisen zu müssen, bringt dem Landwirthe oft Schaden. So wie sich im Laufe der Dinge alles verändert hat; so hat sich auch der Credits- und Erwerbszustand verändert. Ehemals war es leichter, Geld aufzunehmen, als gegenwärtig. Ehemals verblieb der erwerbenden Classe mehr reiner Gewinn, der zum Kapital aufgesammelt werden konnte, statt, daß er jetzt zum Aufwande benutzt werden muß. Dabey ist das Geld nach, wie vor, das Material geblieben, welches der Hebel der Speculation ist; wiewohl in den Wunden der Zeit ein Theil des Stamm-Vermögens mit dem vollen Credit verschwunden ist.

Wir haben keine Wollenmärkte, die verhaltnißmäßig eben so nothwendig, als bestimmte, Viehmärkte sind. Wir haben keine Getreidemagazine, die größte aller menschlichen Plagen, die Hungersnoth abzuwenden. Die leidige Erfahrung der so verhängnißvollen letzten Jahre, hat die längst anerkannte Wahrheit zur mathematischen Evidenz erhoben: Daß Sperren und alles dem Aehnliche, das entgegengesetzte des damit Beabsichtigten, nehmlich Uebermaas der Theuerung bewirken; daß durch

sie der Wucher geweckt und begünstigt, die Productionskraft gelähmt, die Grenzbewohner moralisch verschlechtert werden, und daß überhaupt alle Verbothe gegen den Wucher, und alle nur ersinnliche polizeyliche Masregeln nicht zureichend sind, dem Uebel von Grund aus abzuhelfen.

Alle Zwangsgesetze ohne Unterschied, sammt dem Verbothe der Fabrication aus rohen Erzeugnissen, sind den Grundsätzen der Staatsklugheit zuwider.

Friedrich der Einzige hat bekanntlich seine Lande zu allen Zeiten durch Magazine für Theuerung gesichert, und solcher Weise, als großer Feldherr, den ärgsten aller Feinde, den Hunger, von seinen Grenzen abgehalten. Er hat nemlich in den wohlfeilsten Zeiten magazinirt, und dadurch den Producenten; wie den kaufenden Consumenten zugleich geholfen; jenen gegen den Nachtheil zu niedriger, und diesen gegen das Schrekliche allzuhoher Preiße. Jede Magazinirung zu einer anderen Zeit, als wenn's wohlfeil und Ueberfluß vorhanden und der Glaube daran im Kurs ist — ist ein offenbarer Mißgriff in die gesunde Politik.

Immer werden die Sperren und alles dem Aehnliche entweder zu früh, oder zu spät verhängt. Im ersten Falle sind sie von nicht zu berechnendem unausbleiblichen Schaden; im zweyten sind sie nichtig und unzureichend. Hinlängliche Vorräthe auf den Nothfall — dieß ist das geeignete Mit-

tel, dem Mangel und der Theuerung vorzubeugen und das Gleichgewicht zwischen Produktion und Consumtion aufrecht zu erhalten. Denn die große Aufgabe ist: Auf der einen Seite, den freyen und ungehinderten Absatz der Producte zu sichern, und auf der andern Seite, der ärmeren Menschenklasse das erste Nahrungsbedürfniß um möglichst billige Preiße zu verschaffen.

„Man ist hie und da, der Meinung, als hätten sich die Landleute, bey den hohen Preißen der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, in den letzten Jahren, bereichert. Man beschuldigt deren viele, als hätten sie, um Theuerung zu erzielen und sich vom Gewinne zu mästen, ihre Früchte zurük gehalten. Ja, man hat sich sogar im Septemberheft 1817 der Nationalzeitung der Deutschen, die harte Anschuldigung erlaubt, als hätten Bauern in dieser Absicht Früchte in's Wasser geworfen. Sollen dieß die nemlichen Bauern seyn, die ihre Felder wegen Mangel an Saamen nicht ganz bebauen, ihren Viehstand von Jahr zu Jahr mindern, und auf immer mehr entkräfteten Feldern auch immer kärglicher erndten, die die herrschaftlichen Steuern nicht bezahlen, und sich und die Ihrigen kaum vor Hunger retten können?

Man rechne doch nur nach, daß der Bauer ein Grundkapital (welches in Grund und Boden, Haus und Hof stekt), und noch ein zweites (welches in seinem Schiff und Geschirr

steckt) und noch ein drittes Umtriebskapital zu verzinsen hat, (welches ihm zur Bezahlung der Vorauslagen, zu Meliorationen, zu Arbeiten, Reparationen u. s. w.) erforderlich ist; man rechne nach, daß er Steuern zu entrichten, Leistungen aller Art zu prästiren, und für den Unterhalt seiner Haushaltung zu sorgen hat. Man bringe nach Abzug dieser Gesammtposten vom jährlichen Naturalertrag, Gülten und Zehenten noch in Abzug — und dann wird sich's zeigen, wie groß der Gewinn des Landwirthes ist; es wird sich zeigen, daß er bei weitem nicht so viel, als jeder andere Gewerbsmann zu erübrigen vermag! Warum soll aber der Betrieb der Landwirthschaft nicht auch nach den Grundsätzen der übrigen Gewerbe beurtheilt werden? Warum soll der Landwirth nach Grundsätzen behandelt werden, nach welchen unsere Stammvölker, die Germanier und ihre Feinde, die Römer, jene Menschen behandelten, die ihre landwirthschaftlichen Arbeiten verrichten mußten?

Ist der Landwirth ein Gewerbsmann, wie es der Manufacturist, der Fabrikant, u. s. w. ist; so muß ihm auch der Lohn seiner Arbeit, die Rente seines Bodens, die Zinse seiner Auslagen zu Theile werden. Er muß nicht nur in den Stand gesetzt seyn, sich und den Seinen ein staatsbürgerliches Leben zu sichern, sondern auch einen Theil seines Gewinns zur Verbesserung seines Gewerbes, zur Vermehrung des Futterbaues, zur Verbesserung seiner Grund-

stücke, zum Ankaufe zwekmäßigerer Werkzeuge und mehreren Viehes verwenden, und den andern Theil als Sparpfenning für Unglüksfälle, Krankheit und das hohe Alter bewahren zu können.

Ob er gerade, wie Heinrich IV. wollte, an jedem Sonntag ein Huhn im Topfe haben soll — das verlangt sogar der deutsche Bauer selber nicht, indem er sich mit dem Nothdürftigsten begnügt.

Feldbau, Viehzucht und die Bemühungen, die Naturalproducte zum Vortheile des menschlichen Geschlechts auf die mannigfaltigste Weise zu vermehren und zu vervollkommnen, machen (nahmentlich bey uns) die ergiebigsten Quellen des Staatsreichthums aus: Diese Quellen bleiben aber verstopft — wenn man nicht ernstlich bemüht ist, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die sich der freyen Ausübung des landwirthschaftlichen Gewerbes nach höheren Principien, entgegensetzen; welches einzig nur der Polizey, als Seele des Staates, zukömmt. Die Oekonomie zeigt den Nutzen, oder Schaden, dieses oder jenes Verfahrens; die Polizey aber muß den Oekonomen die Freiheit verschaffen, ihre Einsichten zu ihrer und des Staats Wohlfart zu nutzen.

Ohne Polizey wäre Egypten ein Schlamm des Nils geworden; statt daß sich durch solche, gleichsam die lebendige Schöpfung dort nach dem künstlichen Clima bequemt.

Die Producte der Natur können überall vervollkommnet, überall vervielfältigt — den Culturbeschränkungen kann überall gesteuert werden, wenn die Polizey aller Orten solche Einrichtungen trift, wie sie die Natur der Sache verlangt. Und eine solche Polizey gehört zu den wichtigsten Gegenständen der Aufmerksamkeit, in jedem wohlgeordneten Staate. Noch sind aber viele Gegenstände aufzufinden, die unter den rechten Gesichtspunkt zusammengestellt werden müssen, wenn eine Landwirthschaftspolizey in der Wirklichkeit das werden soll, was sie, nach wesentlichen landwirthschaftlichen Erfordernissen, seyn soll und muß.

Der paradoxe Satz, **lieber zu wenig, als zu viel Polizey:** findet nur dann seine Anwendung, wenn die Polizey eine Geißel der Menschen ist; nicht aber, wenn sie sich's zum Geschäfte macht, die Hindernisse zu beseitigen, die der freyen Betreibung der Landwirthschaft nach höheren Principien im Wege stehen, und die Mittel herbei zu schaffen, die zu diesem Zwecke führen. Eine solche Polizey, welche alle Beförderungsmittel zum großen Zwecke darbiethet, und den allgemeinen Wohlstand durch Belebung der Cultur und Erhöhung der Industrie, vergrössert, und zugleich ihr Hauptaugenmerk auf Unterstützung der Hülfsbedürftigen richtet — eine solche Polizey ist des Landes größte Wohlthat!!!

Forstner, Georg von,

Dreyfelder- und Wechsel-Wirthschaft

Ulm 1818

Oecon. 632 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295216-4